Phantasien über den "Gotha"

Bertha von Suttner

Bertha von Suttner:

Phantasien über den „Gotha“.

Phantasien

über den

„Gotha".

Von

Bertha von Suttner.

Mit einem Portrait.

Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag.
1894.

Verlag von E. Pierson in Dresden und Leipzig.

Werke von Bertha von Suttner.

Die Waffen nieder! [illegible]

Schriftsteller-Roman. [illegible]

Erzählte Lustspiele. [illegible]

Dr. Hellmuts Donnerstage. [illegible]

Ein Manuskript! [illegible]

Verkettungen. Novellen. [illegible]

Inventarium einer Seele. [illegible]

Eva Siebeck. Roman. [illegible]

Die Tiefinnersten. Roman. [illegible]

Trente-et-Quarante. Roman. [illegible]

Es Löwos. [illegible]

Werke von A. G. von Suttner.

Anderl. Roman. [illegible]

Kinder des Kaukasus. [illegible]

[illegible]

Um jeden Preis! [illegible]

Phantasien

über den

„Gotha".

Von

Bertha von Suttner.

Mit einem Portrait.

Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag.
1894.

Einleitung.

Schon wieder blätterst Du im genealogischen Taschenbuch der gräflichen Häuser? Ein alter Jahrgang noch dazu ... 1876! Sonderbare Unterhaltung! Eine unschuldige — aber ziemlich blödsinnige Passion!" So schalt mich neulich mein Freund, als ich seit einer halben Stunde dagesessen, in die Lektüre des genannten Büchleins vertieft. Er selbst hatte unterdessen in einem Roman Ouidas — „Moths" — gelesen.

„Mein Gott, Du unterhältst Dich ja gleichfalls mit fiktiven Scenen aus der großen Welt", entgegnete ich, weiter blätternd.

„Das ist doch ein gewaltiger Unterschied: in diesem Buche werden mir Geschichten erzählt, Leidenschaften geschildert, Personen vorgeführt, an deren Erlebnissen ich Antheil nehme, während Du in Deinem Almanach nur trockene Namen und Daten findest."

„Diese Namen aber gehören wirklich lebenden — nicht von einer Dichterphantasie ersonnenen Wesen an; diese Daten berichten wahrhaft Geschehenes und umfassen alles, was den Grundstoff

zu jeglichem Roman abgiebt: geboren — vermählt — gestorben. Wüßtest Du, was sich meinem innern Auge für Bilder vorspiegeln, wenn ich in diesen Seiten lese, Du würdest Deine belletristische Lektüre matt dagegen finden. Denn diese ist, ich wiederhole es, nur Erfindung, während hier hinter jedem Namen ein wirklicher Mensch athmet, hinter jedem Vermählungsdatum zwei wirkliche Herzen in seliger Wonne aneinander schlugen und hinter jedem † ein wirklicher Todesseufzer stöhnte ... Nur Nomenklaturen und Daten, sagst Du? Die Weltgeschichte selber ist nicht viel anders — alle Ereignisse knüpfen sich an einen Namen und an eine Jahreszahl."

„Ja; aber was uns die historischen Annalen überliefern, das sind die Namen großer Menschen, die Daten wichtiger Ereignisse, während Dein Gotha —"

„O, ‚groß' und ‚wichtig', das sind sehr relative und bestreitbare Begriffe. Uebrigens, das was man im historischen Sinn als bedeutend zu betrachten gewohnt ist, nämlich die militärischen und diplomatischen Ergebnisse geschlagener Schlachten und unterzeichneter Verträge, das findet in „meinem Gotha" auch ein Echo. Da stehen Generale und Diplomaten genug verzeichnet; Listen von Orden und Würden, die den einzelnen Namen angehängt sind, erinnern genugsam an die um Krone und Vaterland erworbenen Verdienste. Wenn ich nach meiner Art noch mehr Geschichtsstudium betreiben wollte, so nähme ich statt des gräflichen Taschenbuches den Hofkalender zur Hand; denn hier würde

ich — da das Vorurtheil schon besteht, daß die Geschichte der Völker hauptsächlich die Geschichte ihrer Regenten ist — hier würde ich durch das bloße Ablesen der dynastischen Genealogien die ganze moderne politische Geschichte vor Augen haben — Bonaparte — Bourbon: was bergen solche Namen für historische Tragödien! Sieht man da nicht Völkerschlachten und Parteikämpfe und ähnliche als so hochwichtig anerkannte Dinge am Gedächtniß vorbeidefiliren? Aber ich suche andere Vorstellungsbilder in meinem Gotha. Nicht das sogenannte Völkerleben, sondern das oft citirte „volle Menschenleben" ist es, das ich darin gespiegelt suche, und dazu genügt mir das Taschenbuch der gräflichen Häuser — auch in einem alten Jahrgang. Romane sind es, Novellen, Dramen und Lustspiele, die sich mir da vorgaukeln — solche, an die mich die Namen von mir bekannten Personen erinnern, und solche, die, durch gewisse Andeutungen angeregt, in der eigenen Phantasie entstehen. Fröhliches, Glänzendes, Düsteres und Tragisches wechselt unter den gewendeten Blättern ab. Die einfache Erwähnung: ‚K. K. Sternkreuzordens- und Palastdame J. M. der Kaiserin' zeigt mir die große Dame, wie sie — das Diamantendiadem im Haar und das schimmernde Ordenszeichen auf der Schulter — durch die zum Ball erleuchteten Säle der Hofburg schreitet; der Zusatz hinter dem Namen einer achtzehnjährigen Comtesse: ‚vermählt am soundsovielten auf Schloß X. mit dem Erbprinzen N.', läßt mich die Festpracht einer in der Schloßkapelle abgehaltenen Trauung sehen,

wo der Onkel der Braut (höher oben ist er als Bischof angegeben) das glückliche Paar zusammengiebt; jene andere Vermählungsnotiz der Gräfin Hildegard Julia Sidonie Alexandra mit Dr. N. führt mir die Konflikte vor, die mit dem Sieg der Liebe über Standesvorurtheile geendet haben; die Ziffer 12, die beim letzten Namen einer Reihe Geschwister steht, zaubert mir ein wunderbar lebhaftes Familienbild vor: ein Schloß voll Hofmeister, Gouvernanten und Bonnen; im Arm der Amme der Letztgeborene, von langem, gesticktem Kleid umwallt — und zur Ferienzeit lustigtolle Zöglinge des Theresianums und der Neustädter Akademie ... Die bloße Ziffer des Geburtsjahres der Großmutter — 1786 — vergegenwärtigt mir die neunzigjährige Greisin, die, von Aller Ehrfurcht umgeben, ein reiches Leben hinter sich, die Zeitgenossen so mancher Ahnenbilder in ihren mit zitternder Stimme und träumendem Blick erzählten Erinnerungen aus ihrer Jugend noch Klänge längst verschollener Zeiten und Sitten in die Gegenwart mengt. Ich sehe —"

„Wenn Du so vieles siehst, während Du über diesem Bändchen brütest", unterbricht mich mein Freund, „warum schreibst Du es nicht nieder?"

„Niederschreiben? — Meinst Du?" versetzte ich nachdenklich.

Als er mich nach einigen Wochen wieder besuchte:

„Sieh her", sagte ich, indem ich ihm das Manuskriptheft überreichte, das folgende Aufzeichnungen enthielt, — „sieh her, ich habe Deinen Rath befolgt."

I.

Josef Eduard Maximilian, Graf zu und auf E., geb. 8. April 1821, Erblandjägermeister und Herr und Landmann in Tyrol, Devotionsritter des Malteserordens, k. k. Kämmerer und Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses des österreichischen Reichsraths, vermählt 18. Januar 1851 mit

Karoline geb. Gräfin S., geb. 30. Dezember 1825, Palastdame J. M. der Kaiserin.

Kinder:

1. Josef Heinrich Karl, geb. 4. Juli 1853, Hörer der Rechte an der Universität zu Wien;
2. Rosina Emma Julie, geb. 2. Oktober 1855, Novize im Kloster der Ursulinerinnen;
3. Blanche Leontine Gabriele, geb. 2. November 1858;
4. Otto Sigismund, geb. 20. Februar 1863.

16. April 1876. Der Sprechsaal im Kloster der Ursulinerinnen zu Wien. Weißgetünchte Wände, mit einem Kruzifix und mehreren Heiligenbildern geschmückt; die eine Seite des Saals durch ein Holzgitter von dem Raum getrennt, in welchem sich die Nonnen während des Besuchempfanges aufhalten. Schwacher Weihrauchduft.

Gräfin E., ihre Kinder Heinrich und Blanche, von einer Nonne begleitet, treten ein.

Die Nonne (auf eine Fensternische weisend, in welcher einige hochlehnige Holzstühle stehen):

Wollen Sie einen Augenblick warten, ich will Schwester Immaculata rufen.

Heinrich: Verzeihen Sie, liebe Schwester, so heißt Rosa heute noch nicht.

Die Nonne: Wir nennen sie schon so, mein Bruder, und morgen wird sie auch vor Gott diesen Namen führen. (Will gehen.)

Gräfin (hält sie zurück): Auf ein Wort ... Meine Tochter soll morgen eingeweiht werden, das ist ein wichtiger Schritt (die Nonne nickt), und Sie begreifen wohl den Grund einer Frage, die ich an Sie richten wollte, Schwester Crescentia ... Fühlen Sie sich glücklich?

Die Nonne (mit einem leichten Seufzer): Sehr glücklich ... Ich habe das beste Theil gewählt, das Theil Marias, wie es nun auch Ihre Tochter wählen will. Seien Sie beruhigt und freuen Sie sich der Himmelsgnade, die sich über Ihr Kind ergießen wird. Nun will ich Immaculata holen. (Geht.)

Heinrich (in leisem Ton zu seiner Mutter): Ich glaube, Deine Frage war überflüssig — die Antwort mußte so und nicht anders ausfallen, um nicht ein Verrath zu sein.

Gräfin: O, ich bin überzeugt, sie hat aufrichtig gesprochen.

Heinrich: Ich glaube es nicht.

Gräfin: Heinrich, Du hast mir versprochen, Deine verschiedenen Zweifel in diesen geheiligten Mauern nicht laut werden zu lassen ... Du bist gekommen, um von Deiner Schwester Abschied zu nehmen —

Heinrich: Abschied — — weil sie morgen begraben werden soll.

Gräfin (vorwurfsvoll): Heinrich!

Rosa (im Novizenkleid, tritt ein und eilt auf ihre Mutter zu, die sie umarmt; dann küßt sie Heinrich und Blanche): Und Papa? Ist er nicht gekommen?

Gräfin: Es ist heute Sitzung im Herrenhause — eine sehr wichtige Debatte, von der er sich nicht losmachen durfte, aber morgen wird er jedenfalls . . . Nun komm, setze Dich her zu uns, es ist ja das letzte Beisammensein mit den Deinen, eh' Du . . . weißt Du, Kind, daß es doch ein sehr bangenerregender Schritt ist, den Du da machen willst! Jetzt, wo er so nahe steht, sehe ich es erst ein. Ich bin zwar nicht, wie unser Heinrich da, der die Sache gar zu tragisch nimmt, denn ich betrachte es ja als ein Glück, wenn man vom echten religiösen Beruf durchdrungen ist, aber ich gestehe selber zu, daß ein großer Entschluß dazu gehört . . . Sieh Dir Deine Schwester Blanche an . . .

Blanche: O Mama, an mir ist nichts zu sehen — ich bin nur ein werthloses, weltliches Ding neben unserer schon halb heiligen Rosa . . .

Gräfin: Was ich sagen wollte: beneidest Du Deine Schwester nicht? — Künftigen Fasching soll sie auf ihre ersten Bälle geführt werden, während Du —

Rosa: O, die arme Blanche — welchen Gefahren wird sie in der sündigen Welt ausgesetzt sein, indessen ich im sichern Hafen bin!

Blanche: Bedauern mußt Du mich nicht, Rosi, denn ich bin wirklich entzückt, wenn ich an meine bevorstehende Einführung denke ... bei Hofe vorgestellt werden, tanzen, Courmacher haben ...

Gräfin: Aber, Blanche, wie kannst Du an diesem Ort so reden?

Blanche: Hast Du nicht auch getanzt, Mama, und war Papa nicht Dein Courmacher?

Rosa (lächelt): Sie hat recht, Mama, die Freude an ihren weltlichen Aussichten ist ihr nicht übelzunehmen — nicht jede wird, wie ich, vom Himmel mit der Gabe des Berufsdranges beglückt.

Gräfin: Du fühlst also wirklich Deinen Beruf als Glück? — Siehst Du, Heinrich? (Heinrich zuckt die Achseln.)

Rosa: Ob ich ihn als Glück fühle? O Mama, das läßt sich gar nicht beschreiben ... Was mir bevorsteht, ist eine so hohe Gunst, daß ich nur die eine Besorgniß hege, nämlich die, — nicht würdig zu sein. Ich soll dem himmlischen Bräutigam angetraut werden — versteht Ihr das? Während Euch allen, die Ihr in der Welt lebt, erst nach dem Tode, vielleicht nach langen Fegfeuerqualen, das Paradies geöffnet werden soll, trete ich schon lebend an die Pforte, sehe das Reich der Seligkeit schon jetzt halb geöffnet vor mir und brauche nur die so nahe Absterbensstunde abzuwarten, um vollends in die Herrlichkeiten einzugehen ... Schon von morgen an werde ich meinem geliebten Heiland angehören ... Er wird mit lächelnder Milde die Gabe meines brennenden Herzens entgegennehmen —

seine göttliche Mutter nimmt mich in den Schutz ihres Segens, und die Schar der Engel singt einen Freudenchor... Solches Hochzeitsfest, wie ich es morgen begehen werde, kannst Du nimmermehr erreichen, liebe Blanche – außer Du folgst noch meinem Beispiel...

Blanche: O nein — nein —

Gräfin: Fahre fort, mir Deine Empfindungen zu schildern, liebes Kind; es ist mir beruhigend und wohlthuend, Dich so reden zu hören.

Rosa: Leider reichen die Worte nicht an die Empfindung heran. Im Verkehr mit den Himmlischen geräth das Herz in solche Ekstase, daß die Sprache, die ja für irdische Verhältnisse geschaffen ist, keine Ausdrücke dafür hat.

Gräfin: Das ist sehr wahr. Aehnliches — was ich auch niemals auszudrücken vermöchte — empfinde ich oft während der Messe, im Augenblick der Erhebung der Hostie —

Rosa: O, so stelle Dir morgen vor, Mama, daß während des Einweihungsfestes Deine glückliche Tochter selber die zu Gott emporgehobene, wohlgefällige Opfergabe sein wird und fühle Dich mit mir erhoben und beseligt... Ich habe es oft gehört, wenn in unseren Kreisen eine Hochzeit gefeiert ward, mit welcher Genugthuung die Braut erzählt, daß diese oder jene hohen Würdenträger oder Mitglieder des regierenden Hauses der Feier beigewohnt haben —

Gräfin: Der Erzherzog, Dein Pathe, hat auch versprochen, sich morgen einzufinden —

Rosa: Ich weiß — aber das habe ich nicht gemeint. Was ich sagen wollte, war: — denkt Euch erst meinen Stolz — zu der morgigen Vermählung Eurer kleinen Rosi mit dem Sohne Gottes sind alle Heiligen geladen, alle Erzengel und die übrigen Engelchöre, die Jungfrauen und Märtyrer... Eine Fülle der Gnade wird auf mich herabthauen — ein flammender Strahl vom heiligen Geiste selber...

Heinrich (unterbrechend): Du bist sehr exaltirt, Rosi —

Gräfin: Du verstehst diese Sprache nicht, mein Sohn. Aber ich vernehme sie mit Freuden aus dem Munde der künftigen Nonne, denn sie zeigt, daß wirklich ein heiliges Feuer in ihrem Herzen brennt und daß es wirklich Gottes Wille war, der sie zu seinem Dienst berief. Warum empfindet Blanche nichts Aehnliches? Weil sie die Gabe der geistlichen Vokation nicht erhalten hat, weil sie bestimmt ist, einen andern Beruf — nämlich den der Gattin und Mutter — zu erfüllen —

Heinrich: Oder den der Stiftsdame des weltlichen Damenstifts zu Brünn — falls sie sitzen bleibt —

Gräfin: Du hast so eine unangenehme Art, Heinrich, in die weihevollsten Gespräche frivole Bemerkungen zu streuen —

Heinrich: Und doch kann ich Dich versichern, Mama — und auch Dich, Rosi — daß mir in dieser Umgebung und an dem Vorabend eines so wichtigen Tages alle frivolen Gedanken fernliegen. Im ge-

wöhnlichen Leben, ich gestehe es, mag ich manchmal den Vorwurf des Leichtsinns verdienen — ich denke nicht gern über ernste Dinge nach und habe auch nie viel darüber geklügelt, ob Rosi wohl oder übel daran thut, ins Kloster zu gehen. Ich habe es als etwas ganz Einfaches hingenommen, gerade so, wie wenn man mir heute sagen würde, daß mein Bruder Otto zum Militär oder zur Marine gehen will. Erst heute fange ich an, mir das Ding vor die Seele zu führen ... Sind es die kalten Mauern, die öden Bogengänge, ist es das Gitter dort oder sind es die schwarzen Nonnengewänder? — aber mir schaudert, wenn ich mir meine Spielkameradin, meine lustige rosige Rosi da, lebenslänglich eingemauert denke ...

Rosa: O Heinrich, sprich nicht so — Du thust mir weh ... Verstehst Du mich, verstehst Du die Religion so wenig, um —

Heinrich: Die Religion, meine Liebe, lasse ich bei allen diesen Gedanken ganz aus dem Spiele —

Gräfin: Dann übersiehst Du ja das Wichtigste. Ohne den Glauben, ohne das Vertrauen in die Verheißungen der Religion wäre das Klosterleben freilich unerträglich —

Rosa: Das ist aber, Gott sei Dank, nicht mein Fall — und hoffentlich ist auch Heinrich nicht etwa so unglücklich, an den Wahrheiten zu zweifeln, die —

Heinrich: Lassen wir das unerörtert. Hier ist nicht der Ort für religiöse Disputationen — ich bin übrigens von den Patres Schotten auch als guter Katholik erzogen worden — das heißt insofern, als

ich fraglos für wahr annahm, worüber ich weiter nicht viel nachgedacht habe. Angesichts Deiner morgigen Schleiernahme sind mir doch Bedenken aufgestiegen und ich verlange sowohl von Dir wie von Mama die Erlaubniß, mich darüber auszusprechen. Es ist ja die letzte Gelegenheit, daß wir Dich als die Unsere in unserer Mitte haben; von morgen an empfängt uns Schwester Immaculata — die sich ganz von uns losgesprochen haben wird — nur noch hinter jenem Gitter. Heute ist es uns auch noch vergönnt, Dich allein zu sprechen, von morgen an wird immer irgend eine gestrenge Nonne während unserer Besuche anwesend sein. Es ist Pflicht, dieses letztemal noch alles zu sagen, was vor dem unwiderruflichen Schritte warnen könnte.

Rosa: Was Du auch immer sagen mögest, ich bin unerschütterlich.

Gräfin: So laß ihn sprechen, Rosi — es wird sich dann desto klarer zeigen, ob Du wirklich so fest entschlossen bist. Und falls Du schwankend würdest, so weißt Du, daß Du noch immer Zeit hast, ins Elternhaus zurückzukehren . . .

Blanche: Ach, wie schön das wäre!

Rosa: Ich bin auch hier im Vaterhaus — im Hause meines göttlichen Vaters —

Heinrich: Hör mich an, Rosi.

Rosa: Meinethalben, sprich. Es wird zwar überflüssig sein, darüber bin ich ruhig. Nur um eines bitte ich Dich: lästere nicht.

Heinrich: Eben um dieser Gefahr zu entgehen — denn Deinen Ohren würde leicht so

manches an sich unschuldige Wort als Lästerung erscheinen — eben deshalb will ich die Religion ganz aus dem Spiele lassen, die Frage gar nicht berühren, ob gewisse Lehren, auf deren Inhalt Du Deine Hoffnungen aufbaust, richtig oder falsch seien —

Rosa: Das ist überhaupt keine Frage — was die Kirche lehrt, ist wahr.

Gräfin: Sehr richtig eingewendet, Rosi.

Heinrich: Habt die Güte, mich nicht mehr zu unterbrechen . . . Ich habe ja selbst von vornherein alle Erörterung über Wahrheit und Falschheit der Dogmen beiseite geschoben, ich wollte nur folgendes sagen: Rosi befindet sich, wie ich ihren vorigen Reden entnommen, in einem Zustand andächtiger Verzückung — sie selbst nannte es Ekstase — ein Erregungszustand, der etwas Außernatürliches und nicht Andauerndes ist, eine Art Seelenrausch, durch Weihrauch, Gebete, Zeremonien und besonders durch den Gedanken an die Feierlichkeit des morgigen Opferfestes genährt: und in diesem Rauschgefühl welches allerdings eine schöne, erhöhte Thätigkeit der edelsten Gefühle darstellt — findet unsere Novize Ersatz für alle Güter, denen sie morgen entsagen will. Aber solche Exaltation, glaube mir, Rosi, ist nicht von Bestand . . . Wenn einmal die ganze Zeremonie vorüber ist; wenn Dein Entschluß, den Du heute als eine Tugendthat empfindest, nicht mehr der Ausführung entgegensehen, sondern schon als Thatsache hinter Dir liegen wird; wenn die Orgelklänge verhallt, die Weihrauchwolken verqualmt, die Thränen getrocknet sind, die

die morgige Feier bringen wird; wenn das klösterliche Alltagsleben angeht mit seinen verschiedenen Verdrüssen und Mühseligkeiten, mit seiner Aussicht auf täglich dasselbe und immer wieder dasselbe bis zum Tod — dann wird diese feierliche Stimmung, die Dich heute in den Himmel hebt, einer Müdigkeit, einer grauen Melancholie Platz machen, die Dich täglich tiefer herabdrückt . . . Mitunter wohl wirst Du im Beichtstuhl, oder über einem Legendenbuch, oder vielleicht in einsamer Zellenkasteiung wieder einen Anfall von Andachtsrausch haben — — aber diese Paroxysmen werden sich immer seltener und schwächer einstellen, wenn sie nicht — wie dies bei manchen sich für heilig haltenden Nonnen geschieht — in Wahnsinn enden . . . Diese einzelnen Momente der Verzückung werden Dir dann wieder ein wenig Kraft geben, Dein Loos zu tragen; es werden Dich dabei wieder blitzartige Lichtscheine aus jenem Himmel anleuchten, an dessen offene Pforte Du morgen zu treten wähnst, — aber nur einige Sekunden lang und alles ist wieder finster um Dich her . . . Du spürst nur des Tages Müh' und Last; hartes Lager, scharfes Fasten, widerliche Arbeit, stundenlanges, bis zur Gedankenlosigkeit erschlaffendes Gebethersagen — und dabei noch das Aufblitzen eines andern Himmels, nämlich das des unwiederbringlich verwirkten Erdenglücks, das Dir morgen, wo Du es als Zahlpfennig für die ewige Seligkeit hingiebst, nur gering erscheint, welches aber, wenn der Gedanke an die Seligkeit an Greifbarkeit verloren haben wird, plötzlich mit verlockenden

Bildern Dich verfolgt: ein glänzender Ballsaal; eine Rosenlaube, in der neben dem Nachtigallenschlag noch eine geliebte Stimme zu hören ist, die Dich beim Namen nennt; ein jubelnder Polterabend; ein geheimnißtrautes Brautgemach; ein länderdurchfliegender Reisewaggon; eine geschaukelte Wiege und hundert andere kleine Bilder: ein Schmuckstück, ein Seidenband – denn Du bist ja jung und hübsch und hast Dich im Spiegel gesehen — dieses Spiegelbild selber, das statt des gekrausten Goldhaars jetzt von steifer weißer Leinwand umrahmt ist — und was weiß ich, was noch alles, das da in Deiner Phantasie aufsteigen und Dir eine Qual wird, die Qual der ewig ungestillten Sehnsucht . . . ein Fächer, ein Gedichtbuch, eine Theeschaale aus Sèvresporzellan, ein aufgerollter Theatervorhang, ein gesatteltes Damenpferd, ein Fauteuil in der Kaminecke . . . Und nicht nur als Sehnsucht steigen Dir diese Gedanken auf, sondern als Sünde. Du klagst Dich an, Du fühlst, daß Du den Himmel verwirkst, für den Du alles geopfert, daß Du ihn nicht mehr verdienst . . . eine Furcht steigt in Dir auf — die grauenvollste, die je das menschliche Hirn gemartert: die Furcht vor der Hölle . . . Du glaubst Dich der Gewalt des bösen Geistes verfallen, Dein Herz blutet, Deine Pulse toben, Du schreist nach Hilfe, Du vergießest heiße Thränen am Fuße des Kreuzes — und von nirgends kommt eine Antwort her, nirgends ein warmer Blick — alles stumm und drohend . . . Du rufst den Tod und fürchtest ihn, — Du klammerst Dich

an Gott und fühlst Dich vom Satan gepackt — Du — — (Eine Glocke ertönt.)

Die Nonne (tritt ein): Schwester Immaculata, man läutet zur Vesperandacht -- nun ist es Zeit, sich von den Lieben zu verabschieden.

Gräfin (erschüttert, zu Rosa): Willst Du vielleicht mit uns kommen?

Rosa: Nein.

Gräfin (leise): Was Heinrich gesprochen, hat also keinen Eindruck auf Dich gemacht?

Rosa (ebenso, auf ihren Rosenkranz deutend): Ich habe, während er sprach, sechs Ave Maria hergesagt und seine Stimme, nicht aber seine Worte gehört. (Laut): Jetzt muß ich zur Vesper gehen ... Leb wohl, Mama — und Du, Blanche, mögest Du glücklich werden und in dem klippenreichen Weltmeer nicht scheitern — und auch Du, Heinrich, lebe wohl ... Ich danke Dir für Deine Theilnahme und rathe Dir: studire neben dem römischen Recht doch auch ein wenig die heiligen Väter — Papa lasse ich tausendmal grüßen — —

Die Nonne: Immaculata!

Rosa: Gleich, Schwester, gleich — nur noch einmal will ich die Meinen küssen ...

Gräfin (drückt sie an ihr Herz): Du weinst?

Rosa: Jeder Abschied thut weh — nur dort oben giebt es kein Scheiden mehr. Lebt wohl!

*

Das Wiener „Vaterland“ vom 18. April 1876 brachte unter den Tagesnachrichten folgende Notiz:

„Eine rührende und erhebende Feier, welcher eine glänzende aristokratische Versammlung beiwohnte, hat gestern in der Kirche der Ursulinerinnen stattgefunden. Es war die Schleiernahme der Comtesse Rosina E. — nunmehr Schwester Immaculata — Tochter des bekannten Wortführers der guten Sache in unserem Parlament. Durch diesen Akt ward der Beweis geliefert, daß die religiösen Grundsätze, welche der edle Pair mit so viel Eifer vertritt, auch in der Familie desselben zu schöner Bethätigung gelangen. Eine selige Verklärung erhellte die Züge der jungen Novize, als sie vor den Altar trat; dennoch sind in der Versammlung viele Thränen geflossen, während vom Chor herab über der — allen weltlichen Freuden gestorbenen — Himmelsbraut das De profundis erklang."

II.

August Ferdinand Graf von und zu X. — geb. 7. März 1814, Indigenat des Königreichs Ungarn, k. k. Kämmerer, Feldzeugmeister und Präsident des obersten Militär-Justizsenats, Kanzler des k. k. österr. Leopoldordens, auch Inhaber des 12. Infanterieregiments.

Brüder:

1. Anton Friedrich Karl, geb. 2 Mai 1815, Bischof von Salzburg, Ehrenritter des Malteserordens und Geh. Kämmerer Sr. Heiligkeit des Papstes.
2. Ludwig Josef Ottokar, geb. 13. Januar 1818, k. k. wirkl. Geh. Rath, vormal. außerord. bevollmächtigter Botschafter; dermalen Minister des Aeußern, Mitglied des Herrenhauses, des Reichsraths &c.; verm. 24. April 1854 mit Leonie, geb. Prinzessin Berneburg; Wittwer seit 12. Juni 1859.

Tochter:

Leonie Ludovika, geb. 25. Februar 1858.

Halbbruder (aus des Vaters zweiter Ehe):

Ernst Theodor, geb. 4. Oktober 1820, verm. zu Baltimore mit † Annie Margaret O'Reill of St. Patrikswood.

Sohn:

Ralph Washington Theodor Patrik, geb. 4. April 1853.

März 1875. Anläßlich der Rückkunft seines Stiefbruders hat beim Grafen Ludwig eine kleines Diner stattgefunden, an welchem außer dem Ehren-

gaste noch seine beiden anderen Brüder theilgenommen haben. Die vier Herren sind eben von der Tafel aufgestanden und treten unter lautem Gespräch in das Rauchzimmer. Dieses Gespräch wird auch nicht unterbrochen, während jeder sich auf einen der bequemen Sitze niederläßt, ein Gläschen Liqueur einschenkt, die Tasse schwarzen Kaffees vor sich hinstellt und eine Cigarre anzündet.

August: Kreuzbombenelement, mein Lieber, — da muß einem doch die Geduld ausgehen ...

Anton: Ich bleibe dabei: die Wiederherstellung des Konkordats wäre allein im Stande, dem fluchwürdigen Treiben ein Ende zu machen —

Theodor: Wir werden uns niemals verständigen, das sehe ich schon ... der Eminenzbruder spricht von Fluchwürdigkeit, der Excellenzbruder stößt thatsächliche Flüche aus — und das alles in Erwiederung meiner Behauptung, daß die Segnungen des Völkerfriedens —

Ludwig (unterbrechend): Auch ich müßte mich für die Einführung dieses Segensartikels bedanken, denn wo blieben da die auswärtigen Angelegenheiten? Aber über dieses Thema und über politische Fragen überhaupt haben wir nun genug gestritten; wollen wir die vorhin angeregte Idee ausführen, daß jeder in kurzen Abrissen seinen Lebenslauf beschreibe? Unser amerikanischer Auswanderer hier, der zwanzig Jahre lang keine Nachricht von sich gegeben und auch keine von uns erhalten hat, wird uns Interessantes zu erzählen und auch Interessantes von uns zu hören haben. Wer fängt an?

Theodor: Laßt uns in derselben Reihenfolge, in der wir zur Welt gekommen, auch erzählen, was wir darin erlebt haben.

August: Also ist's an mir. Dieser Vorrang wäre mir aber nicht wegen der Erstgeburt zugekommen, sondern weil die Dinge, die ich erlebt habe, jedenfalls die wichtigsten sind, denn sie geben nicht nur meine, sie geben zugleich Oesterreichs Geschichte ab. Da ist einmal anno 1832 ...

Theodor: Verzeihung, daß ich unterbreche! Aber erstlich muß ich dem alten Vorurtheil widersprechen, daß die wichtigsten Denkwürdigkeiten der Menschengeschlechter aus deren verschiedenen Raufereien bestehen und zweitens: wenn Du mir unbekannte Dinge erzählen willst, so greifst Du da zu weit zurück; im Jahre 1832 war ich noch zu Hause, und ich weiß mich sehr gut zu erinnern, wie Du — eben erst aus der Militärakademie als Lieutenant ausgetreten — hinunter nach Italien marschirtest, um Aufstände im Kirchenstaat zu unterdrücken. Ich kann mir sogar noch das Bild vergegenwärtigen, das mir damals vorschwebte, wie Du und Deine Kameraden mit einem kräftigen Daumendruck irgend etwas Aufständisches — das ich mir in Gestalt eines Springteufelchens dachte — zerquetschen würdet. Auch Deine folgende Campagne ist mir erinnerlich: das war im Jahre 1840, als Du in Syrien mit den Engländern gegen Ibrahim Pascha gefochten hast —"

August: Es ist wahr — erst anno 1842 — Deinem zweiundzwanzigsten Geburtstag bist Du von

Hause davongelaufen. Es ist Dir somit unbekannt, daß ich vier Jahre später in Galizien den Aufstand der Bauern gegen den Adel —

Theodor: Wieder mit dem Daumen zerdrückt?

August: Zum Glück hatten wir wuchtigere Mittel: Kanonen —

Theodor: Warte nur, bis wir Amerikaner einmal ein Geschütz erfinden, das eine Festung sammt ihrer Besatzung mittels einer einzigen elektrischen Funkenentladung auf zehn Meilen Distanz in die Luft sprengt; dann wird's ein Ende haben mit dem Kriegführen . . .

August: Fängst Du schon wieder mit so unsinnigen Zukunftsprophezeiungen an? Bleiben wir einstweilen bei der Vergangenheit, deren Geschichte ich Dir erzähle. Da kam das fatale Jahr 1848, das uns im März die Pariser Februarstürme herübergeweht — da ging es bunt zu. Mir hat's zwar zwei große Freuden gebracht: einmal das energische Verfahren meines persönlichen Freundes Windischgrätz in Prag; ich war dabei, wie es seiner blutigen Strenge gelang, den Aufruhr niederzuhalten; dann unseres Radetzky Sieg bei Custozza — da bin ich zwar nicht dabei gewesen, aber die Kunde allein erfüllte mich mit Jubel. Im Jahre 1859 habe ich die unglückliche Campagne in Italien mitgemacht — mußte zusehen, wie die herrliche Lombardei verloren wurde —

Theodor: Verloren? Versank das schöne Land ins Meer? Davon habe ich nichts gehört.

August: Für uns verloren — die Italiener nannten es gewonnen.

Theodor: Also wie der Einsatz beim Spiel ... Ja, ja, jetzt erinnere ich mich; bei Solferino steht eine mit Schädeln austapezierte Kapelle; das sind die „Knöchelchen" jener Würfelpartie.

August: Angenehm ist's zu erzählen, wenn man fortwährend so unterbrochen wird! Mein nächstes wichtiges Erlebniß war der Krieg von Schleswig-Holstein.

Theodor: Meerumschlungen —

August: Und meine letzte Denkwürdigkeit — leider die traurigste von allen — die Schlacht bei Königgrätz.

Theodor: Und das nennst Du eine Lebensgeschichte? Bei mir heißt das eine gedrängte Uebersicht der österreichischen Kriegschronik aus den letzten dreißig Jahren. Hast Du denn niemals eigene Schicksale erlebt? Hast Du nicht geliebt, geheirathet, Kinder gehabt? Weisen Deine Erinnerungen nicht Bilder von persönlichem Glück und Unglück auf, von im Menschenverkehr erlebten Siegen und Niederlagen, von mit Dir selber ausgerungenen Kämpfen?

August: Ich war kein halber Soldat, Herr Bruder, sondern ein ganzer — bin es noch, mit Leib und Seele. Geheirathet habe ich nicht; geliebt nicht selten: alle Welt kennt die Schwäche der Frauen für zweifarbiges Tuch, aber diese Episoden sind aus meinem Gedächtniß geschwunden. Wenn ich auf meine lange Laufbahn zurückblicke, da sehe ich alle

jene gewaltigen Ereignisse darin, welche das Schicksal des Vaterlandes selber bedeuten und neben welchen meine persönlichen Abenteuer in ein Nichts zusammenschrumpfen; übrigens sind auch unter meinen persönlichen Eindrücken nur diejenigen tief genug gewesen, um dem Gedächtniß eingeprägt zu bleiben, die sich auf meinen Beruf beziehen: mein erstes Säbelschleppen als Lieutenant, das erste Ausmarschiren gegen den Feind, der erste Kanonendonnerlärm — das alles fühle ich noch nach; wer aber meine erste Liebe war — ob die fesche Tabaktrafikantin, oder die junge Frau meines alten Obersten oder eine Koryphäe der dritten Balletquadrille, oder vielleicht alle drei zugleich — das ist mir ganz entfallen. Dagegen erinnere ich mich deutlich an meine Erlebnisse im Feld: die Verwundungen, die Auszeichnungen, eine Gefangenschaft. Und in die Friedenszeit da fallen die Manöver, die strategischen Studien, die Antheilnahme an den Kriegsverwicklungen anderer Nationen — vor mehreren Jahren habe ich in dem französisch-deutschen Krieg so mitgethan, als wäre ich dabei gewesen. Dann meine Rangeserhöhungen — bei jedem neuen Grade ist's, als würde man ein neuer Mensch — und schließlich mein gegenwärtiger Posten als Präsident des Militärjustizsenats . . . und damit ist meine Biographie zu Ende.

Anton: Jetzt komme ich daran. Ich werde nicht behaupten, daß ich so ganz mit Leib und Seele Priester bin und war, wie August Soldat; das heißt, ich räume ein, daß August ein Held war und ich

kein — Heiliger. Hätte ich still als Mönch in einem Kloster gelebt und dort nur weiterstudirt und gebetet, so würde ich vielleicht die volle Berufsbefriedigung gefunden haben, die ich anfangs erhofft; — aber als Weltpriester kommt man mit so vielen Dingen in Berührung, die in argem Widerspruch mit den Prinzipien stehen, auf welchen unser Stand fußt, und die Zeit, in der wir leben, ist uns so feindlich — es herrscht ja in der ganzen Welt, wie ich vorhin sagte, ein fluchwürdiges Treiben, und wenn man sich da nicht mit einer Dosis Gleichmuth, mit einem bischen Berufslauheit versehen würde, so käme man aus dem Aergern und Kränken gar nicht heraus. Zur Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes bietet unser Stand noch Gelegenheit genug: wir erreichen hohe Würden und Titel, sind von Glanz und Pomp umgeben; wo wir hohen Kirchenfürsten uns zeigen, da — wenn sich auch nicht mehr alle Kniee beugen — da lüften sich doch alle Hüte; aber innere Genugthuung für den Berufsstolz, die können wir nicht mehr finden: unser Oberhirt ein Gefangener, unsere Bannsprüche unbeachtet, die im Index stehenden Bücher am fleißigsten gelesen; Gesetze, welche der heilige Vater in seiner Allokution vom 22. Juni 1868 als „wahrhaft unselige“ bezeichnet, welche er „abscheulich“ nennt und für „null und nichtig“ erklärt, solche Gesetze sind in Kraft! Und in die Zukunft will ich schon gar nicht schauen; denn das einzige, was uns zu hoffen übrig bleibt, ist ein grausames Strafgericht Gottes, welches diese verderbte Welt mittels einer neuen Sintfluth ver-

nichtet . . . An ein allmähliches, friedliches Zurückkehren zur alten Frömmigkeit und Kirchenautorität vermag ich, trotz der Zuversicht der klerikalen Blätter, leider nicht mehr zu glauben. Hätte ich nur immer die gelesen! Aber man muß ja, um sie zu bekämpfen, die feindlichen Argumente kennen lernen, und darum lese ich auch die liberale Presse . . . Ach, mein lieber August, Du sprachst vorhin vom Jahre 1848 — Du triumphirtest, daß Dein Freund Windischgrätz in Prag und Wien den Aufruhr niederhielt, daß Kaiser Ferdinand von seiner Flucht nach Salzburg und Olmütz wieder in die Burg einzog — Du glaubst wohl, auf diese Weise sei die Revolution besiegt worden? . . . Nein, sie hat eine Errungenschaft davongetragen, die sie heute noch zur Siegerin und zu unserer mächtigsten Feindin macht: die Preßfreiheit.

Theodor: Also verlangst Du, daß alle Druckschriften erst wieder die geistliche Zensur passiren sollen?

Anton: Gar nichts verlange ich. Ich gebe mich auch für keinen Kämpen der ecclesia militans aus und strebe nicht darnach, den Zeitstrom zurückzulenken. Die mir naheliegenden Pflichten zu erfüllen, giebt mir Arbeit genug und zugleich auch genug Befriedigung. Meine Diözese leiten, Almosen geben, Kranke aufrichten, wo ich nur immer kann, Frieden stiften und Milde predigen, diejenigen, die sich am Glauben laben wollen, darin bestärken, und was meine eigene Erhebung und Erbauung anbelangt, die lieben alten Klassiker und alten Kirchen-

väter durchstudiren — dabei die weltliche Geselligkeit nicht meiden, und so ist mein Leben zwar nicht erzählens-, aber genugsam lebenswerth vergangen. Und damit überlasse ich das Wort nun Dir, Ludwig.

Ludwig: Fast bereue ich, daß ich die Idee dieser komprimirten Autobiographien vorhin unterstützt habe, denn wie ich so jetzt auf meine Vergangenheit zurückblicke, um mich zur Erzählung vorzubereiten, wenn die Reihe an mich käme, da sind so viele Erinnerungen auf mich eingestürmt — eine interessanter als die andere — daß mir das die Idee eingegeben hat, sobald ich mich von der Carrière zurückgezogen haben werde, meine Memoiren zu schreiben. Drei dicke Oktavbände sehe ich vor mir . . . Material besitze ich genugsam dazu, da ich mein Leben lang Tagebuch geführt und alle Korrespondenzen und Dokumente aufbewahrt habe. Da wird es von Anekdoten und Aufschlüssen und „Enthüllungen" über die moderne politische Geschichte Europas wimmeln, ohne noch die persönlichen Herzensintriguen mitzurechnen, welche auf meiner diplomatischen Lebensbahn ausgestreut sind. Das läßt sich wirklich nicht alles so im Fluge berichten — und Du wirst besser thun, Theodor, noch ein paar Jahre zu warten, bis das geplante Werk vollendet ist, um Dir daraus die interessantesten Daten aus meiner und aus der Zeitgeschichte zu holen. Ich will jetzt nur ein paar der wichtigsten Ereignisse meines Privatlebens aufzählen. Im Jahre 1854 — am selben Tage wie unser Kaiser — habe ich mich verheirathet. Du hast vorhin

über meinem Schreibtisch das Bild meiner armen Frau gesehen — es zeigte Dir, wie idealisch schön sie war. Ich zählte sechsunddreißig Jahre, als mir Prinzessin Leonie Berneburg, die Tochter des damaligen Obersthofmeisters des Kaisers, die Hand reichte, und Du kannst Dir denken, daß ich nicht so alt geworden war, ohne schon manches Liebesglück gekostet und manche Leidenschaft durchgemacht zu haben; aber die Innigkeit des Glückes, das mir der Besitz Leoniens brachte, verhielt sich zu meinen früheren Liebesfreuden, wie — bitte um einen passenden Vergleich . . .

Theodor: Wie das Sonnenlicht zu einem Kerzenflämmchen?

Ludwig: Kein neues Bild — aber das Verhältniß ist richtig. Du kannst Dir vorstellen, in welche Finsterniß ich versank, als mir die Sonne so plötzlich erlosch . . . nur kurze fünf Jahre und — (Hält mit einem schweren Seufzer inne.)

Theodor (nach einer Pause leise): Woran ist sie gestorben?

Ludwig: Bei einer Kahnfahrt verunglückt . . . Es war schrecklich . . . Ich begreife nicht, daß ich's überleben konnte . . . Das einzige, was mich damals von einem Selbstmord zurückhielt, war die Existenz meiner Kleinen.

Theodor: Ach ja, Deine Tochter Leonie — ist das ein Prachtmädchen! Ich habe sie nur flüchtig gesehen, als sie sich vor dem Diner von Dir zu verabschieden kam. Warum hat sie nicht mit uns gespeist?

Ludwig: Bei einem Herrendiner wäre die Anwesenheit eines siebenzehnjährigen Mädchens nur störend. Sie speist heute bei ihrer Tante, mit der sie auch den Abend verbringt — ich glaube in der Oper —

Theodor: Sie ist wirklich auffallend hübsch —

Ludwig: Das Ebenbild ihrer Mutter. Diesem Kinde also danke ich es, daß ich damals in der ersten Heftigkeit meines Schmerzes keine Verzweiflungsthat begangen. Und es wäre wirklich schade gewesen, wenn ich die reiche, an Erfahrungen überreiche Zeit, die sich mir noch abgewickelt hat, nicht durchgelebt hätte. Was ich alles kennen gelernt — das Leben in St. Petersburg, in Rom, in Madrid, in Paris und London — mit was für Menschen ich zusammenstieß bei all den Kongressen und Konferenzen und Kaiserzusammenkünften! Ein Diplomat soll sein Land an allen fremden Orten personifiziren, dort eine Musterprobe seiner Landsleute abgeben — aber zu dieser Rolle verliert er bald das Geschick, denn das viele Reisen löscht den nationalen Stempel aus und bildet zum Kosmopolitismus heran. Die erste Bedingung des richtigen patriotischen Eifers und Stolzes — nämlich der Haß und die Verachtung des Fremden — streift sich durch den Verkehr mit dem letzteren, welches eben aufhört fremd zu sein, folgerichtig ab. Von persönlichen Erlebnissen habe ich außer meiner Heirath und dem darauffolgenden Verluste noch zu berichten, daß ich eine lange, gefährliche Krankheit durchgemacht, die mich an den Rand — wenn nicht des

Todes, so doch des Wahnsinns brachte, und das infolge einer spätern Liebesgeschichte. Diesmal hatte mich eine Unwürdige in ihre Netze gezogen und dann schmählich betrogen, — aber diesen Roman sollst Du auch in meinen Memoiren finden. Ferner ist mir eine große und unerwartete Erbschaft zugefallen; nämlich die sämmlichen Güter eines Onkels meiner Frau — unter der Bedingung, daß dieselben nach mir in den Besitz meiner Tochter gelangen. Wem sonst würde ich sie auch vermachen? Dadurch ist mir aber auch ein gewisser Kummer erwachsen: es ist nun allbekannt, daß Leonie eine der größten Erbinnen des Landes ist, und nichts fürchte ich so sehr für sie, als Vermögensjäger ... Aber jetzt erzähle Du ...

Theodor: Ich wäre auch berechtigt, die Beschreibung meiner wechselvollen Schicksale für ein zu verfassendes Buch aufzubewahren, denn wenn Diplomatenmemoiren mit Hofintriguen und sonstigen Indiskretionen eine beliebte Lektüre sind, so sind es die Aufzeichnungen eines far west-Abenteurers nicht minder; — aber mein Buch wird voraussichtlich ebenso ungeschrieben bleiben wie das Deine ... Ich habe viel, viel durchgekämpft, harte Zeiten mitgemacht ... Allein im Rückblick sind es eben diese harten Zeiten, die mir am werthvollsten erscheinen, gerade so wie Dir, August, die Erinnerungen an heiße Schlachten, an schmerzhafte Wunden vermuthlich viel theurer sind als diejenigen der Friedenszeit. — Ihr wißt, ich bin nach Amerika hinüber geflohen, ohne mehr Geld mitzunehmen, als zur

Ueberfahrt und zu etwa vierzehntägigem Leben genügte. Weshalb ich geflohen, das ist Euch bekannt, denn ich habe in einem zurückgelassenen Briefe meine Gründe angegeben. „Selbstständig will ich sein“, so begann — ich erinnere mich noch — jener Brief. Ein Selfmademan zu werden, war mein Ehrgeiz Dazu kam eine zügellose Reise- und Abenteuerlust. Daß ich der Gefahr ausgesetzt war, zu Grunde zu gehen, wußte ich ganz gut, aber das lieh meinem Unternehmen die Würze eines gewissen Heldenthums. Nun denn — ich bin nicht zu Grunde gegangen, wie Ihr seht, wenn ich auch oft nur „um eines Haares Breite“ vom Untergang, das heißt vom Hungertod entfernt war. Wenn ich mich auch im ärgsten Elend befand, niemals schrieb ich nach Hause, von wo mir gewiß Hilfe gekommen wäre; ich hatte die Partie gewagt, deren Einsatz meine Existenz war, also lieber den Einsatz verlieren, als die noch unentschiedene Partie aufgeben. Und jetzt ist diese gewonnen. Ich bin ein reicher Mann, ein angesehener Mann und — wie ich's gewollt — ein Selfmademan. Ich wäre wohl zeitlebens in der neuen Heimath geblieben, wenn mein Sohn Ralph nicht wäre. Ich bin nämlich in derselben Lage wie Bruder Ludwig — Wittwer und im Besitz eines einzigen, über alles geliebten Kindes. Mein Sohn Ralph also wurde von einem mächtigen Heimweh nach dem Lande seiner Väter erfaßt; eine „atavistische“ Erscheinung, wie die Gelehrten es erklären würden. Vielleicht auch ist es derselbe Trieb nach Romantik, der mich über den Ozean

gejagt hat. Für uns Europageborene höherer Stände ist der Inbegriff des Abenteuerlich-Ungeheuerlichen ein Leben der Arbeit und Ungebundenheit in den fernen Welttheilen; — für den Sohn Amerikas bildet hingegen die Existenz eines europäischen Edelmannes das romanhafteste Ideal. Ich hatte drüben, das werdet ihr wohl begreifen, meinen Titel abgelegt: ein Mensch, der mitunter zu Eisenbahnschaffner- und Packträger-Diensten Zuflucht nehmen muß, der als Commis, als Buchhalter und schließlich erst als Großhändler auftritt, dem würde es übel anstehen, sich dabei Reichsgraf von und zu X. tituliren zu lassen. So wuchs mein Bube als der Sohn des schlichten Mr. X. auf. Ich wollte aus ihm einen Ingenieur oder einen Kaufmann machen. Er zeigte aber gegen diese Berufszweige den tiefsten Widerwillen. „Was willst Du denn eigentlich werden?" fragte ich ihn einmal. „Soweit es in meiner Macht steht, soll Dir willfahrt werden; ich erinnere mich noch zu genau aus meiner eigenen Jugend, wie mir die angebotenen Carrièren: Militär, Priesterstand und Staatsdienst, reizlos erschienen und wie gewaltsam ich anderes erstrebte — so sollst Du nicht auch durch unliebsamen Zwang zu Gewaltstreichen getrieben werden; sag' mir also ganz offen, welchen Stand findest Du den schönsten?" — „Ach", entgegnete mein Junge mit einem Seufzer, „dazu kannst Du mir nicht verhelfen, Vater. Das beneidenswertheste Loos auf der Welt muß das eines europäischen Adeligen sein, der Erbe eines historischen Namens und alten Besitzes mit

Rang bei Hofe — — aber da man eine solche Stellung nicht erwerben kann, sondern dazu geboren sein muß, so darf ich daran nicht denken!" Ich hatte nämlich auch vor meinem eigenen Sohn meine Abkunft stets geheim gehalten. — Wie er so sprach, stieg vor meinem Geist die Idee einer großartigen Ueberraschung auf, die ich meinem Liebling bieten könnte und die wie ein Theatercoup, wie ein Märchenschluß sein Leben verherrlichen würde ... nämlich mit ihm nach Europa zurückkehren, ihn da in den Rang einsetzen, zu dem ihn seine Geburt berechtigt und zu welchem er wie nach einem unerreichbaren Glücke aufschaut. Wenn ich mein Exportgeschäft liquidirte; war ich im Besitz einer genügenden Summe, um hier eine der Herrschaften anzukaufen, die einst unserer Familie gehörten. Dies beschloß ich auszuführen, ohne Ralph vorher zu verständigen. Ich willigte nur darein, daß er keine der ihm verhaßten Carrièren ergreife, und ließ ihn — wozu er viel mehr Lust zeigte — — praktische Landwirthschaft, gepaart mit Jagd und geselligem Vergnügen, betreiben, damit er, wenn sein Traum sich erfüllt haben würde, den Rang eines adeligen Grundbesitzers nützlich und geschickt behaupten könne. Seit gestern bin ich mit Ralph in Wien angelangt, und er hat noch immer keine Ahnung davon, daß er der Neffe eines Ministers, eines Feldzeugmeisters und eines Bischofs, daß er mit der höchsten Aristokratie des Landes verwandt ist und einen der stolzesten Namen Oesterreichs trägt. Ich habe ihn daher auch heute nicht hierher

mitgenommen; er ist diesen Abend, so viel ich weiß, in die Oper gegangen.

Ludwig: Wie beabsichtigst Du dann, diesen Theatercoup auszuführen? Ich wollte gern dabei sein ...

August: Ich auch. Mir gefällt's von dem Jungen, daß er, in einem demokratischen Lande geboren und erzogen, doch aristokratische Gelüste hat.

Ludwig: «Bon sang ne saurait mentir», heißt es — oder auch: «Bon chien chasse de race», und «Blood is no water».

Anton: War seine Mutter nicht etwa Protestantin?

Theodor: Nein; meine Frau stammte aus einer irländischen, uralten Familie — es wird mir sogar ein Leichtes sein, die Ahnenprobe zu leisten, so daß der Ernennung meines Sohnes zum Kämmerer und zum Ehrenritter des Malteserordens nichts im Wege stehen wird.

Ludwig: Das ist ja alles vortrefflich! Ich freue mich, die feierliche Enthüllung des Namensgeheimnisses mit anzusehen. Für wann ist dieses Fest in Aussicht genommen?

Theodor: Ich denke mir die Sache so: Zuerst will ich einen Länderbesitz erstehen, davon die Hälfte meinem Sohn als Eigenthum übergeben und in der Schenkungsurkunde wird er zugleich seinen wahren Namen und Titel finden. Wenn es Euch Vergnügen macht, dieser Ueberraschung beizuwohnen —

Ludwig: Laß uns vorher unsern Neffen kennen

lernen. Weißt Du was? Bring ihn morgen Abend zu mir. Wir feiern Leonies Geburtstag, — es ist nur ein ganz kleiner Ball, — meine Schwägerin macht die Honneurs. Sag ihm, Du wollest ihn einem Bekannten aus alter Zeit vorstellen, der Dir Freund und Gönner ist.

Theodor: Ich bin dabei, und Ralph wird sich auch nicht bitten lassen, wenn es heißt, auf einen Ball gehen — er tanzt leidenschaftlich gern.

Anton: Wenngleich ein Bischof nicht in den Ballsaal gehört, so werde ich doch einen Augenblick hineinsehen, der Nichte einen segnenden Glückwunsch zu bringen — und mir den amerikanischen Adelsverehrer ansehen. Ach, wenn nur überhaupt das Gefühl der Adelsverehrung wieder gekräftigt werden könnte — dasselbe ist auch eine Stütze des sozialen Gebäudes, die zu schwanken beginnt. Wenn nicht die Herstellung des Konkordats —

Ludwig: Nicht mit Rom: mit England und Rußland thäte eine Allianz noth.

August: Die Lombardei und Venedig sollten wir zurückerobern —

Und auf diese Art fließt das Gespräch der vier Brüder wieder in die politische Diskussion zurück, mit welcher es bei Tisch begonnen und welche sich jetzt bis zur Mitternachtsstunde fortsetzt. Beim Auseinandergehen wird die Verabredung noch einmal besiegelt, sich morgen bei Leonies Geburtstagsfeier wiederzufinden.

*

Am andern Abend acht Uhr. Leonie, welche bereits für den Ball Toilette gemacht, sitzt in ihrem Zimmer und plaudert mit ihrer Freundin, Comtesse Resi. Letztere gleichfalls im Ballanzug.

Leonie (blond, schwärmerische Züge): Wie gut, daß Du so früh gekommen bist — da kann ich Dir noch vor dem Ball erzählen, wie mir ums Herz ist.

Resi (zwanzig Jahre, brünet, funkeläugig): Das ist also Dein erster Ball? Du Glückliche — wie beneide ich Dich um Deine Jugend! Siebenzehn Jahre! So frisch und überraschungsvoll liegt das Leben vor Dir! Wenn man einmal wie ich durch drei Faschinge getanzt hat, seine Courmacher nicht mehr zählen kann, selber schon für mehrere unter ihnen geschwärmt hat — während Du gar keine Ahnung hast, was es heißt, sich für jemand zu interessiren —

Leonie: Du irrst, Resi, ich bin verliebt.

Resi (mit Spannung): Ah — wirklich? Wer ist er — wie weit seid Ihr? Erzähle!

Leonie: „Ach, ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt' ... wer dieser Herr gewesen ist", so sang das Gretchen gestern in der Oper — und ich sag' ihr's nach. Und gestern in der Oper ist es auch geschehen. Ich war mit der Tante in einer Parterreloge und dicht unter uns, da saß ein junger Mann, ach, ich sage Dir, Resi, ein idealer junger Mann ... Keinen Blick wendete er von mir ab — — und ich, wie verzaubert, mußte auch immer zu ihm schauen, und während des Duetts von Faust

und Margarethe war's mir — war's uns beiden, das fühlte ich, als würde auf der Bühne gesungen, was in unseren Herzen vorging. Beim Ausgang sah ich ihn wieder am Fuß der Treppe stehen und ich mußte knapp an ihm vorübergehen. Als ich in den Wagen stieg, sah ich ihn noch einmal auf der Straße und sah auch, wie er, als wir davonfuhren, den Portier etwas fragte — vermuthlich, wer wir seien. Die ganze Nacht verfolgte mich sein Bild im Traume, und, Resi, denke Dir: heute morgen, als ich zum Fenster trat, wer stand dort gegenüber unter dem Thore? ... wieder er! (in leise singendem Tone): Ach, ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt' ...

*

Eine Stunde später im Salon. Der kleine Ball hat eben begonnen. Drei oder vier Paare drehen sich im ersten Walzer. Noch immer langen Gäste an; jetzt kommt aus einem Nebensalon der Hausherr in Begleitung Theodors und Ralphs und führt diese beiden zu einer Gruppe junger Damen, in deren Mitte seine Tochter steht.

„Leonie, hier stelle ich Dir einen alten Freund und dessen Sohn vor ... dieselben kommen von sehr weit her, weit über den Ozean — ich empfehle sie daher Deiner besondern Liebenswürdigkeit. Mit dem jungen da magst Du gleich eine Tour tanzen ..."

Ralph (auffallend hübscher, eleganter Mensch) verbeugt sich vor Leonie, legt seinen Arm um ihre Taille und tanzt mit ihr davon.

Ludwig (sieht ihnen nach; zu Theodor): Ein hübsches Pärchen. Dein Sohn gefällt mir wirklich sehr gut. Hat er noch immer keine Ahnung?

Theodor: Bewahre! Ich sagte ihm heute, daß wir in das Haus eines Gönners, des Ministers, gehen wollten, und als ich Deinen Namen nannte, rief er in höchster Aufregung: „Ist das nicht der Vater der Gräfin Leonie?" Und da erzählte er mir, daß er sich gestern im Opernhaus sterblich in Deine Tochter verliebt hat.

Ludwig: Nun, wenn er ihr gefällt — ich hätte nichts dagegen —

Die jungen Leute unterdessen haben eine Walzertour gemacht. Ralph muß stehen bleiben, weil er fühlt, daß seine Tänzerin nicht weiter kann. Es war aber auch zu viel für sie der schwindelnden Erregung: er, dessen Bild sie seit gestern verfolgte — er selber hier und sie im Arme haltend, beinahe an sein Herz drückend . . . Sie wankt auf einen in der Fensternische angebrachten Sitz. Ralph setzt sich neben sie. Die anderen tanzen vorüber und niemand belauscht ihr Gespräch.

Leonie: Ich . . . ich . . . verzeihen Sie — ein plötzlicher Schwindel . . .

Ralph: Das habe ich gestern nicht gehofft, daß mir heute ein solches Glück bevorstünde — eigentlich ein Unglück —

Leonie: Ich verstehe nicht —

Ralph: Das Glück, Sie kennen zu lernen — das Unglück, Sie dann meiden zu müssen.

Leonie sieht ihn erstaunt an und schweigt.

Ralph: Das ist das erste und vielleicht das letztemal, daß ich zu Ihnen sprechen darf, also will ich Ihnen alles sagen, was mir auf der Seele liegt ... Ich habe mich gestern rasend in Sie verliebt, Gräfin Leonie — und daß ich ... Ihnen nicht mißfallen habe, das glaubte ich in Ihrem Blick zu lesen.

Leonie senkt die Augen.

Ralph: Aber gestern Abend noch habe ich erfahren, wer Sie seien: die Tochter eines der vornehmsten Häuser der so stolzen österreichischen Aristokratie — und da wußte ich gleich, daß es für mich keine Hoffnung gäbe. Ich bin ein demokratischer Amerikaner, das heißt von Abkunft auch ein Oesterreicher — aber ein bürgerlicher. Ich ermesse die ganze Kluft, die zwischen uns liegt und die nichts — auch die heftigste Liebe nicht — zu überbrücken vermag ... Ich werde Ihnen also nicht den Hof machen, Gräfin, ich werde nicht um einen Preis werben, den zu erringen ich nicht berechtigt bin; aber sagen will ich Ihnen, daß ich Sie vergötterungswürdig finde, daß der Eindruck, den Ihre Schönheit auf mich gemacht, so unerklärlich, so überwältigend ist wie ein Wunder Gottes ...

Graf Ludwig (in die Fensternische tretend): Ah, hier bist Du, Leonie, ich suche Dich ... Folge mir auf ein paar Minuten in mein Arbeitszimmer; es soll Dir eine Mittheilung gemacht werden ... Und auch Sie, junger Mann — Ihr Vater ist bei mir und die erwähnte Mittheilung gilt zuvörderst Ihnen.

Ralph erschrickt. „Hätte mein Vater das ihm anvertraute Geheimniß etwa verrathen", denkt er, „und bedeutet diese Einberufung, daß ich zu Rede gestellt und fortgeschafft werden soll?"

Auch Leonie hat Herzklopfen. Sollte etwa Resi sie verrathen haben?

Die beiden jungen Leute folgen dem Grafen auf sein Zimmer. Auf der Schwelle, wie Leonie an Ralph vorbeischreitet, kann sie nicht umhin, einen Blick auf ihn zu heften, aus welchem warme Liebe leuchtet; sie glaubt ja fest — und er glaubt es auch — daß das ein Abschiedsblick hat müssen sein . . .

Ludwig: So — da bringe ich die Beiden. (Leonies Bangen nimmt zu — was sollte denn das für ein peinliches Familienverhör werden? Der strenge Onkel August — und sogar der Onkel Bischof: sollte der eine Kirchenstrafe über sie verhängen wollen?) Setzt euch, Kinder — und Du, Theodor, hast das Wort.

Theodor: Ralph, mein Sohn, höre mich an. Ich habe Dir eine Eröffnung zu machen. Zwar war es meine Absicht, dies bei einer andern, spätern Gelegenheit zu thun — aber auf den Wunsch dieser Herren will ich schon heute sprechen. Die herzige Leonie ist auch gebeten worden, in diesem wichtigen Augenblick anwesend zu sein, weil sie ja zur Familie gehört — ganz abgesehen davon, daß Du Dich gestern Abends in sie verliebt hast.

Ralph (springt auf): Vater!

Ludwig: Nur ruhig, mein Junge — ich nehm'

es niemand übel, sich in ein so hübsches Ding zu vernarren.

Leonie (springt auf): Papa!

August (in kommandirendem Ton): Niedersetzen! Nicht mehr unterbrechen! (Die beiden jungen Leute nehmen ihre früheren Plätze wieder ein.)

Theodor: O, ich will durchaus keine lange, aufklärende Rede halten. Die Thatsache ist am beredtesten und wird den größten Effekt machen. Die Thatsache also ist folgende: Ralph, Du befindest Dich im Kreise Deiner Verwandten — diese hohen Würdenträger hier sind meine Stiefbrüder — Du bist Ralph Washington Theodor, Reichsgraf von und zu X. . . .

Ralph (erhebt sich; er besinnt sich einen Augenblick, dann tritt er auf den Grafen Ludwig zu und, mit einer Verbeugung): Mein Onkel, ich habe die Ehre, um die Hand meiner Cousine Leonie anzuhalten. Hierzu erbitte ich mir (gegen August gewendet) meines militärischen Onkels energische Fürsprache und (zu Anton) meines geistlichen Onkels heiligen Segen.

III.

— — — — — — — — — — — —

Zweite jüngere Spezial linie.

1. † Paul Maria Johann, Graf von B. auf N. (geboren 12. Februar 1830, † 8. Juli 1870, Besitzer der Allodialherrschaften Klein-Budwitz mit Fellersdorf in Mähren, k. k. Kämmerer und Oberst a. D.).

Dessen Wittwe:

Eugenie Alexandrine Angelika, geb. Freiin von —hof geboren 8. Oktober 1843, verm. 4. Februar 1862.

Kinder:

1. Eugenie Paula Olga, geb. 8. März 1863.
2. Erdmuthe Klara Albertine Ida, geb. 25. April 1864.
3. Johann Stefan Gobert, geb. 4. September 1866.

Juni 1879 in Fellersdorf. Großes einfach möblirtes Zimmer im zweiten Stockwerk des Schlosses. An einem mit Heften, Büchern und Landkarten bedeckten Tisch Eugenie und Erdmuthe mit ihrer Gouvernante, Fräulein Kroning. Die Mädchen — einander sehr ähnlich — besitzen die sogenannte «beauté du diable». Es ist schwer mit sechszehn und fünfzehn Jahren nicht hübsch zu sein.

Frl. Kroning (vierzig Jahre, strenge Züge, rauhe Stimme): Jetzt wollen wir ein kleines Examen machen.

Eugenie und Erdmuthe (bittend): Nicht!

Frl. Kroning: Wie oft habe ich mir schon verbeten, daß Sie, wenn ich etwas vorschlage, dieses kindische „Ni—icht!" rufen.

Eugenie und Erdmuthe zugleich: Machen wir lieber Geographie. — Warum nicht Gedichtaufsagen:

Frl. Kroning: Nun, meinetwegen, beginnen wir mit der Geographie ...

Erdmuthe: Bitte, nicht!

Frl. Kroning: Gut; so wird Erdmuthe zuerst das Gedicht deklamiren und dann Eugenie —

Eugenie: Nur das nicht!

Frl. Kroning: Sehen Sie, so kommt man nie zu einem Resultat — es wird nur Zeit verloren. Disziplin ist im Unterricht die Hauptsache.

Eugenie (leise zu ihrer Schwester): After the lesson come into my room I want to tell you something.

Frl. Kroning: Wie oft habe ich Ihnen schon untersagt, während meiner Stunde englisch zu sprechen. Es ist im höchsten Grade ungezogen, sich vor einem Dritten einer Sprache zu bedienen, die dieser Dritte nicht kennt. Und überhaupt, Sie sollen jetzt nicht miteinander flüstern. Ach — und was machen Sie denn da wieder, Eugenie? Warum kritzeln Sie auf dem Heftumschlag? Wir können niemals anständige Hefte erzielen; bald werden sie ausgerissen, bald beschmutzt und immer bekritzelt ... Was soll diese Landschaft — und dieser

Vollmond — und diese ganze Reihe von Buchstaben A. D.?

Erdmuthe: Also wird's mit dem Examen oder nicht?

Frl. Kroning: Was ist das für ein Ton? Ich komme aus dem Zanken nicht heraus! Wahrhaftig, es müßte einem Regiment Engel die Geduld reißen bei solcher Lektion.

Erdmuthe: Fragen Sie mich römische Geschichte Fräulein, ich will jetzt ordentlich antworten.

Eugenie: Nicht die römische.

Frl. Kroning: Ich werde fragen, was ich will und beginne bei der Geographie. Nennen Sie mir —

Erdmuthe: Ach, die Geographie ist so fad —

Frl. Kroning: Wir sind nicht hier, um uns zu amüsiren.

Eugenie: Also schnell, Fräulein, es ist bald zwei Uhr, die Stunde wird gleich aus sein —

Erdmuthe: Gott sei Dank!

Frl. Kroning: Das könnte eher ich ausrufen, denn Sie machen mir den Unterricht wahrhaft zur Qual.

Eugenie: Nun, so fragen Sie mich nach den verschiedenen Hauptstädten, ich werde sie alle hersagen: Frankreich, Paris; Rußland, St. Petersburg.

Frl. Kroning: Genug — damit haben Sie als kleine Kinder begonnen. Jetzt stehen unsere Aufgaben höher. Wir wollen den kosmographischen Theil vornehmen.

Beide: O weh!

Frl. Kroning: Eugenie, Erdmuthe — ich bin ernstlich unzufrieden.

Eugenie (leise): What an old bore.

Erdmuthe: Isn't she?

(Die Gräfin-Mutter tritt ein.)

Frl. Kroning: Wir sagten also, der Meridian — Ah, Ihre Frau Mama.

Gräfin (in Reitkleid und Stulphandschuhen, hält den kurzen Cylinder und Gerte in der Hand; ist eine sehr schöne Frau): Ah — bei der Arbeit? Das ist brav ... Aber wie Du wieder buckelig dasitzest, Muthi, ich muß Dir doch nächstens ein Mieder anschaffen. Nun, gehen die Studien vorwärts? (ohne Antwort abzuwarten): Ich reite jetzt hinüber nach Ratteneck und beabsichtige, dort zum Diner zu bleiben. Ich bitte Sie also, Fräulein Kroning, heute wieder, wie dies in meiner Abwesenheit immer geschieht, mit den Mädchen auf Ihrem Zimmer zu speisen. Der Hofmeister mit den Buben — Gobi hat heute ein paar Kameraden zu Gast — essen im Speisesaal. Eugenie — aber wie bist Du frisirt? Du siehst ja wie der Struwelpeter aus ... Fräulein, achten Sie doch darauf, daß die Mädchen in ihrer Erscheinung immer nett seien — es sind ja auch keine kleinen Kinder mehr; in zwei Jahren werde ich sie in die Welt führen, dann dürfen sie mir nicht mehr so aussehen, die eine zerrauft wie ein Irokese, die andere buckelig wie Rigoletto ... Was habt Ihr da? Einen Band Gedichte — Zum Deklamiren? Schön! Aber,

bitte, Fräulein, nur nicht zu viel Gedichte; sentimental sollen mir die Mädchen nicht werden; ich bemerke ohnehin, daß sie dazu neigen. Ich habe sie öfters beobachtet, wenn sie allein mit einander sprechen, wie da Augen verdreht und geseufzt wird — und Eugenie fängt mir an, blaß auszusehen. Sehen Sie nur, was sie für blaue Ringe unter den Augen hat. Aber jetzt adieu, Kinder — gehabt Euch wohl und seid hübsch fleißig. Adieu, Fräulein! Ich werde wahrscheinlich heut spät nach Hause kommen, Sie brauchen mich nicht zu erwarten.

Eugenie: Mama, wann wirst Du uns denn reiten lernen lassen?

Gräfin: Das hat Zeit — einstweilen bewältige Deine anderen Lehrgegenstände. Hast Du heute Deine Stunde Skalen gespielt?

Frl. Kroning: Ja, Frau Gräfin, beide haben ihre Musikstunden eingehalten. Eugenie macht sehr hübsche Fortschritte — morgen werden wir die «pathétique» in Angriff nehmen. Erdmuthe hat leider so wenig Lust —

Gräfin: Die Lust wird schon kommen. Aber adieu jetzt: die Pferde sind längst gesattelt und Onkel Karl wartet. (Küßt die Mädchen auf die Stirn, neigt den Kopf gegen Fräulein Kroning und geht.)

*

Nach dem Diner. Die beiden Mädchen gehen in einer Gartenallee auf und nieder. Der Arm der einen hält die Taille der andern umschlungen.

Fräulein Kroning sitzt auf einer Bank, von welcher aus man die Allee übersieht, und stickt. So oft die Mädchen in ihre Gehörweite kommen, ruft sie ihnen eine Ermahnung zu: „Halten Sie sich gerade, Erdmuthe! — Eugenie, gehen Sie doch nicht so einwärts! — Bleiben Sie in der Allee, schlagen Sie sich nicht in die Seitenwege, denn ich will Sie sehen!“ u. s. w.

Erdmuthe: Ach, wie lang werden wir uns denn noch in diese Tyrannei fügen sollen?

Eugenie: Wie es scheint, noch zwei volle Jahre — eine ewig lange Zeit!

Erdmuthe: Wir machen ihr doch das Leben sauer genug — es wundert mich, daß sie nicht geht.

Eugenie: Was würde es helfen? Es käme eine andere, die vielleicht noch schlimmer wäre.

Erdmuthe: Wir sind doch wahrlich schon alt genug, um solche Tugendhüterinnen und Wissenschaftseinpaukerinnen ganz entbehren zu können. In den Romanen und Novellen, die wir aus dem Bibliothekzimmer holen, haben wir ohnedies viel mehr gelernt als aus den Schulbüchern. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich schon erwachsen, wie sehr ich mich schon Weib fühle ... Und nun erst Du! Um ein ganzes Jahr älter — volle sechszehn! Weißt Du, daß das schon ein ganz heirathsfähiges Alter ist — die Toni Remsburg hat auch mit sechszehn Jahren schon geheirathet.

Eugenie: Auch unsere Kaiserin —

Erdmuthe: Wir haben aber keine Gelegenheit hier zu Partien. Wenn Mama Gäste hat, so

werden wir mit unserem Drachen im Gouvernantenzimmer versteckt.

Eugenie: Demjenigen, der uns vom Himmel bestimmt ist, werden wir doch begegnen. Wer weiß — vielleicht werde ich meine Wahl getroffen haben, noch ehe Mama uns in die Welt führt. Wenn ich mein Herz verschenke, wenn ich liebe — o Muthi, wenn Du wüßtest, was es für ein süßes, bangendes, schmerzliches und doch beseligendes Gefühl ist —

Erdmuthe (leise): Ich weiß es.

Eugenie: Was sagst Du?

Erdmuthe: Nichts. Beschreibe mir weiter, wie Du Dir die Liebe vorstellst.

Eugenie: Man fühlt, daß man bereit wäre, sein Leben zu opfern, um den Theuren glücklich zu sehen ... man hat öfters ein eigenes Zusammenziehen des Herzens, wobei einem zugleich das geliebte Bild aufsteigt —

Erdmuthe: Man hört immer wieder ein Wort, eine Phrase, die er gesprochen, genau mit seinem Stimmlaut —

Eugenie: Mit geschlossenen Augen sieht man einen gewissen Zug um seinen Mund —

Erdmuthe: Eine eigenthümliche Bewegung seiner Hand —

Eugenie: Man schreibt die Anfangsbuchstaben seines Namens auf jeden weißen Zettel —

Erdmuthe: Man spricht ihn in Gedanken beim Taufnamen an, sagt ihm Du — Du — Du —

Eugenie: Man wollte etwas Großes vollbringen — ein Heldengedicht schreiben, oder das Vaterland retten —

Erdmuthe: Oder eine Königin, eine Fee sein —

Eugenie: Ja — die Lorbeeren und die Trophäen wollte man ihm zu Füßen legen —

Erdmuthe: Die Krone und den Zauberstab —

Eugenie: Damit er einmal zu uns sage —

Erdmuthe: Ich liebe Dich! (Sie bleiben beide gleichzeitig stehen und sehen einander betroffen in die Augen.)

Eugenie: Muthi, Du liebst?

Erdmuthe: Und Du?

Eugenie (hebt den Blick zum Himmel): O, und wie feurig!

Erdmuthe: Ich auch — mit aller Gluth — von ganzer Seele — ich —

(Aus einer Seitenallee tritt der Hofmeister Albert Dunker hervor — ein hübscher junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren — und geht eilig an den Mädchen vorüber): Verzeihen Sie, Comtessen, ich suche Gobert.

Die beiden werden bei dieser plötzlichen Erscheinung zuerst bleich, dann dunkelroth. Jede bemerkt diese Symptome an der andern.

Eugenie: Also dieser?

Erdmuthe: Und auch Du?

Sie bleiben eine Zeit lang schweigend stehen. Dann seufzen sie tief auf. Welch tragisches Geschick! Die Schwester liebt denselben ... Das Ver-

liebtsein ist bei Beiden in dieser schicksalsschweren Minute um tausend Prozent gewachsen. Schon aus Neid, damit die andere nicht etwa tiefer liebe und unglücklicher sei. Denn unglücklich waren sie nun — das stand fest. Aus diesem Dilemma gab's keinen Ausgang, außer entsagen, ins Kloster gehen, oder sich ins Wasser stürzen, oder irgend eine gleichgiltige, große Partie machen und zeitlebens nur um das angebetete Erinnerungsbild trauern, oder vielleicht — das wäre das beste — an der Abzehrung langsam ins Grab welken und auf dem Sterbebette die Hand der Schwester in die des Geliebten legen: „Seid glücklich!" — Dann werden die beiden anderen weinen und weiße Rosen um ihr verblaßtes Haupt legen ... Bei der Vorstellung dieser letzten Scene füllen sich die Augen mit Thränen. Jetzt treten sie in das Nebenbosket, um dem Gesichtsfelde Fräulein Kronings entrückt zu sein, fallen einander in die Arme und schluchzen Brust an Brust. «My sweet sister!» (In besonderer Erregung pflegen sie englisch zu sprechen.) «My own darling!» Fräulein Kroning ruft: „Eugenie, Erdmuthe! Erdmuthe, Eugenie!" Die Mädchen trocknen rasch ihre Thränen und geben sich für morgen Rendezvous: „Im Wäldchen bei der steinernen Bank um sechs Uhr früh, während Fräulein Kroning noch schläft." Sie haben sich ja unendlich viel zu sagen. Die Welt schien ihnen plötzlich mit etwas Großem gefüllt — es war, als hätte sich Erde und Himmel um sie geweitet, das Gewaltige zu fassen, das da geschehen war. Es giebt schon

solche moralisch-optische Täuschungen. Die Welt hatte sich nicht gedehnt — nur zwei junge Herzchen waren von der Wärme erwachender Leidenschaft und verstärkter Schwesterliebe geschwellt. Ja, sie liebten ihn und liebten einander — und waren unglücklich ... die glücklichen Kinder. Ach, sind das schöne Zeiten!

Frl. Kroning: Eugenie! Erdmuthe!

Beide: Ja, ja, hier sind wir.

Frl. Kroning: Wo verstecken Sie sich wieder? Warum bleiben Sie nicht schön in meiner Nähe? Aber Sie haben ja geweint, Eugenie — und Sie auch, Erdmuthe! Was ist denn vorgefallen?

Eugenie: Nichts — wir haben uns gestritten. (Ein leiser Händedruck sagt der Schwester: „Im Gegentheil.")

*

Am andern Morgen. Die „das Wäldchen" benannte Parkpartie. Ein steinerner Tisch und Bänke. Eugenie und Erdmuthe in eifrigem Gespräch. Sie haben einander alle Details ihres kleinen Romans erzählt: wie und wann das erste Interesse erwachte, wodurch sich dieses Interesse zur Schwärmerei gesteigert, die Schwärmerei zur Liebe und die Liebe zur Leidenschaft. Dieses letzte Stadium war eigentlich erst gestern in dem Augenblick eingetreten, wo jede erfahren, daß ihr „Gegenstand" auch der Gegenstand der andern sei — aber das wußten sie nicht, oder wollten es doch nicht eingestehen. Nun hatten sie auch die verschiedenen Einzelheiten hergezählt, die an ihm

so reizend waren: die hohe Gestalt; die porzellanblauen Augen; eine gewisse Art, den Namen Gobert auszusprechen; seine Gewohnheit, den Backenbart zu streichen nach einer vorherigen Luftdurchschneidung mit der linken Hand; der lange rosa Nagel am kleinen Finger; die in seinen Gesprächen oft wiederkehrende Redensart „wahrhaftig wahr" u. s. w. Lauter Reichthümer, diese Eigenheiten; nicht für ein Vermögen hätten sie die Betonung „Gobert" hergegeben, der lange Fingernagel wäre ihnen um keine Million feil gewesen. Hierauf kam das Gespräch auf etwaige Gegenliebe. Was gab es da zu hoffen? Eigentlich nichts. Denn wenn auch die Eine das hohe Glück hätte, von ihm geliebt zu werden, so mußte ja die Andere verzweifeln, und der beglückten Einen bliebe nichts übrig, als zu verzichten, wenn sie die theure Schwester nicht wollte vor Schmerz vergehen sehen. Aber immerhin — was waren für Indizien da? Er liebte, so viel war gewiß; hatte er doch neulich Abends im Salon eines seiner Gedichte vorgelesen: „An die Angebetete", mit dem Refrain „Ich hoffe nicht". Ja, er war ein Dichter! Und ein Musiker! Und was für ein Reiter! Mit einem Wort, er war vollkommen. O Albert — Albert!

Eugenie: Hast Du ein Federmesser bei Dir?

Erdmuthe: Nein, wozu?

Eugenie: Ich wollte in die Tischplatte den theuren Anfangsbuchstaben eingraben — ich versichere Dich, ich liebe sogar das Alphabet, weil es mit einem so zauberischen Zeichen beginnt.

Erdmuthe: Und ich liebe die Dunkelheit, weil das Wort mit fünf herrlichen Buchstaben anhebt. Schade, daß wir kein Federmesser haben, morgen müssen wir eines bringen; also hier auf dieser Steinplatte wolltest Du ... (Sie beugt sich über den Tisch und stößt einen Schrei aus). Sieh her, sieh her! (Eugenie schaut auf die bezeichnete Stelle und auch ihren Lippen entfährt ein lautes „Ah!")

Auf dem Tische ist unter einer Grafenkrone folgendes eingegraben: E. B. (A. D.) Juni 1879.

Wieder sinken die Schwestern einander in die Arme. Die Herzchen klopfen stürmisch ... Das war ein Zeichen — eine Botschaft — eine Huldigung. Er war also von demselben Gefühl durchglüht — aber für Welche? Eugenie? Erdmuthe?

Frl. Kronings Stimme (von weitem): Eugenie! Erdmuthe!

Beide: Ja, ja, wir kommen!

*

Von diesem Tage an schleichen sich die Mädchen zu heimlichem Stelldichein allmorgendlich zum Wäldchen und sprechen von ihrer Liebe. Der Ort ist ihnen so theuer und weihevoll geworden wie einem Andächtigen seines Gottes Tempel. Die steinerne Tischplatte stellt den Altar vor, die Buchstaben darauf sind das Heiligthum. Einmal schnitten sie ein Fragezeichen in die Platte. Tags darauf — o beglückendes Wunder — befindet sich neben dem ? ein !.

Mit dem Gegenstand ihrer Liebe selber kommen sie nur wenig zusammen. Nur während des Diner,

doch sitzt er zwischen den Buben am untern Ende der Tafel, während sie am obern Ende neben der Mama ihren Platz haben. Es werden nur einige zeremonielle Begrüßungsworte gewechselt. Manchmal jedoch, wenn ein „wahrhaftig wahr" von unten herauftönt oder wenn die backenbartstreichende Rundbewegung gemacht wird, so wechseln Eugenie und Erdmuthe einen Blick und sind (wenn man den Zentner als Norm annimmt) wieder um ein Viertelpfund verliebter. Und — dieselbe Rechnung beibehaltend — diese unglückliche Liebe lastete schon mehrere Zentner schwer auf den beiden Herzchen. Aber die Herzchen tragen's und trügen noch viel mehr, denn die Last ist so wohlig heiß und süß ...

Eine Woche lang mußten die Wäldchenandachten unterbleiben, da es ohne Unterlaß in Strömen regnete. Endlich am siebenten Tage, da die Sonne durch die Wolken bricht, eilen die beiden durch den zwar noch sehr feuchten Park — wo jedes Blatt und jeder Halm einen Tropfen schaukelt — zu ihrem Lieblingsplätzchen hin.

Es durchfährt sie ein jäher Schreck: Er ist da!

Albert (entfernt sich eben von dem Tische, ein Federmesser zuklappend. Wie er die Mädchen gewahr wird, erröthet er und verbeugt sich): Guten Morgen, Comtessen. Bei diesem feuchten Wetter machen Sie eine so frühe Promenade?

Eugenie (verwirrt): Feucht? ... Ja ... vielleicht — guten Morgen.

Albert: Es ist aber eine herrliche Luft nach dem Regen, wahrhaftig wahr. (Erdmuthe schaudert

zusammen, das „wahrhaftig wahr“ hat ihr einen elektrischen Schlag versetzt.) Sie frösteln, Comtesse Erdmuthe? — Sie hätten einen Shawl nehmen sollen.

Erdmuthe (noch verwirrter): Einen Shawl? ... Guten Morgen — ja so; nein, keinen Shawl — es ist — das heißt, es ist nicht ...

Frl. Kroning (sich nähernd): Eugenie, Erdmuthe! Albert neigt noch einmal stumm den Kopf und entfernt sich.) Ah, hier sind Sie Beide ... Und Herr Dunker war bei Ihnen? Schickt sich das? Ist das ein Gebahren für wohlerzogene, stolze Comtessen, in aller Gottesfrühe und bei diesem nassen Wetter mit jungen Männern im Walddickicht zu konversiren? Ich will's der Gräfin sagen —

Eugenie (die Geduld verlierend): Ja, ja, sagen Sie's nur, verklagen Sie uns – das fehlte noch, den ganzen Tag zanken, überall nachspioniren — uns wie die kleinen Kinder behandeln und dann auch noch zu Mama klagen gehen, auf daß sie uns strafe ... Das ist schon zu viel — ich duld's nicht länger — ich widersetze mich —

Erdmuthe: Ich auch!

Die Scene dauert noch eine Weile mit gegenseitig scharfen Reden und krampfhaftem Weinen fort und das Resultat ist, daß Fräulein Kroning am selben Tag ihre Sachen zusammenpackt und abreist. «A good riddance!» bemerken die Mädchen.

Die Gräfin-Mutter ist durch diesen Zwischen-

fall sehr „ennuyirt". Sie nimmt sich aber vor, für ihre Töchter keine Gouvernante mehr zu nehmen, sondern sie unter eignem Schutz und eigener Leitung zu behalten.

*

Am selben Abend in Eugeniens Schlafzimmer. Die Mädchen sind zum ersten Mal nach dem Auftritt im Wäldchen miteinander allein.

Erdmuthe: War das ein aufregender Tag!

Eugenie: Ja — und nicht eine Minute Gelegenheit, beim Steintisch nachzusehen, was er eingegraben.

Erdmuthe: Morgen, sehr zeitig, wollen wir nachsehen — aber, wenn er am Ende wieder dort wäre? War das nicht gräßlich und schön, wie er so plötzlich vor unseren Augen erschien? — Ich glaubte, die Erde sei aus den Fugen gesprungen, solch eine Erschütterung gab es mir.

Eugenie: O, wäre nur diese zuwidere Kroning nicht so ungelegen dahergekommen; er hätte sich vielleicht erklärt und unser Schicksal wäre entschieden.

Erdmuthe: Würdest Du ihm Deine Hand gewähren?

Eugenie: Welche Frage! Du etwa nicht?

Erdmuthe: O, mit tausend Wonnen ... Aber Mama würde sich vielleicht widersetzen.

Eugenie: Sie könnte doch nicht widerstehen, wenn ich mich (oder Du Dich — wir wissen ja nicht, welche von uns er erwählt) — wenn wir uns ihr zu

Füßen stürzen und erklären, daß wir lieber sterben wollen, als ihm entsagen.

Erdmuthe: Und doch wird eine von uns entsagen müssen —

Eugenie: Und sterben?

Erdmuthe: Vielleicht — aber der Gedanke, daß er und die theure Schwester glücklich sind, kann auch den Tod verschönen.

Eugenie: Du Edle, Große!

Erdmuthe: Und diejenige von uns, die sich von ihm geliebt wissen wird, muß ihm auch zu eigen werden — das sind wir ja ihm schuldig, nicht wahr?

Eugenie: Ja. Leisten wir also den heiligen Eid, daß die Ungeliebte mit voller Resignation zurücktritt und sogar alles thut, was in ihrer Macht steht, um die Liebenden zu vereinen — nämlich bei Mama Fürbitte einlegt und —

Erdmuthe: Du bist also fest entschlossen, für ihn auf Rang und Reichthum und Glanz zu verzichten? — denn bedenke: in zwei Jahren sollten wir bei Hofe vorgestellt werden ...

Eugenie: O Muthi, für ihn würde ich auf mehr als auf Tand, wie Titel und Geld, verzichten: auch auf mein Leben.

Erdmuthe: Ebenso empfinde auch ich.

Eugenie: So laß uns schwören.

Sie stellen ein Kruzifix auf den Tisch, zwei Leuchter daneben, knieen nieder und leisten (der Erregung des Momentes angemessen wieder in englischer Sprache) den vorgeschlagenen Eid.

*

Tags darauf im Wäldchen. Sechs Uhr früh. Fliegenden Schrittes kommen Eugenie und Erdmuthe heran und eilen auf den Tisch zu. Noch in ihrem ganzen Leben waren sie auf nichts so gespannt gewesen, wie sie jetzt gespannt waren, das Zeichen zu sehen, welches Albert Dunker zuletzt in die magische Steinplatte eingeschnitten. Und hier sehen sie nun — der einen Jubel, der andern Jammer bringend — einen vollen Namen stehen: Eugenie.

Nach einigen Sekunden stummer Erregung fallen sie einander weinend in die Arme. Wie oft diese Beiden in der letzten Zeit einander schon weinend in die Arme gesunken waren, das hätte für ein Dutzend Aktschlüsse rührender Dramen ausgereicht. Nun sollte das Drama aber erst beginnen.

Eugenie (entwindet sich der schwesterlichen Umarmung): Muthi — weine nicht ... Ich kann es nicht ertragen, Dich so unglücklich zu sehen — Dich, Dich hätte er lieben sollen — Du bist die Schönere, die Jüngere —

Erdmuthe (trocknet ihre Thränen): Nein, Eugenie, er hat gut gewählt. Eben weil Du älter bist und welterfahrener — auch hält er mich vielleicht noch für ein halbes Kind — passest Du besser zu dem hohen Loos, sein Weib zu werden. Sein Weib! Fassest Du die Größe, die himmelsüße Erhabenheit dieses Namens?

Eugenie: Sprich nur ein Wort, Muthi, und ich verzichte auch. Ich fühle Deinen Schmerz so nach, daß er mir mein Glück verbittert. Wenn Du Dich etwa zu Tode kränktest?

Erdmuthe: Und unsern Eid — Eugenie, vergissest Du den? Vergissest Du, daß es vor allem unsere Pflicht ist, sein Glück als höchstes Ziel vor Augen zu haben? Gieb mir das Messer. (Sie nimmt es der Schwester aus der Hand.)

Eugenie: Mein Gott, was willst Du thun?

Erdmuthe: Dieses — sieh her. (Sie beugt sich über den Tisch und unter den Namen „Eugenie" gräbt sie das Wort „Dein".

Eugenie: O — Muthi!

Erdmuthe: So — dieses Wort wird ihm die Kraft geben, Dich zu erkämpfen, und was ich thun kann, euch zu vereinen, das will ich thun —

Eugenie: Wenn er wüßte, was für ein großer Charakter Du bist, Muthi, Dich hätte er lieben müssen. You are a heroine!

*

Beim Diner. Albert Dunker nicht anwesend. Die Gräfin düster und verstimmt. Eugenie und Erdmuthe, sehr erregt, wagen nicht zu fragen, warum Herr Dunker fehlt, sind aber beinahe froh, ihn nach der inhaltreichen Steinkorrespondenz von heute morgen nicht sehen zu müssen. Beim Dessert fragt Onkel Karl: Wo steckt denn Dein Hofmeister, Gobi?

Gobert: Der ist vor einer Stunde in die Stadt geritten und kommt erst Abends wieder zurück.

Gräfin (leise zu ihrem Bruder): Er kommt gar nicht mehr zurück. Ich habe ihn entlassen.

Onkel Karl: Entlassen? Warum?

Gräfin (finster): Ich habe meine Gründe.

Eugenie hat diesen Wortwechsel gehört. Die Thränen stürzen ihr in die Augen; sie springt von ihrem Stuhl auf und läuft zum Zimmer hinaus.

Alle anderen erheben sich bestürzt von ihren Sitzen. Die Gräfin, gefolgt von Erdmuthe, eilt ihrer Tochter nach. Wie sie Eugeniens Zimmer betreten, hat sich diese eben laut schluchzend auf ihr Bett geworfen.

Gräfin: Eugenie, was ist Dir? — bist Du krank?

Eugenie: O, es ist mein Tod, mein Tod!

Gräfin: Muthi, lauf hinunter und schicke augenblicklich nach dem Doktor —

Erdmuthe: Mama — da kann kein Doktor helfen. (Sie stürzt sich der Gräfin zu Füßen.) Nur bei Dir, Mama, bei Dir allein steht die Rettung — o, rufe ihn zurück und gieb Deinen Segen ... Sei nicht wie Romeos und Julias Eltern — nicht hochmüthig, nicht hartherzig ...

Gräfin: Ja, bist Du verrückt geworden — seid ihr beide verrückt?

Erdmuthe (umfaßt ihrer Mutter Kniee): Sieh, Mama — nicht für mich flehe ich Dich an — aber es handelt sich um das Glück — um das Leben der Schwester ... vielleicht auch um sein Leben ... Du hast ihn fortgejagt — und wer weiß, ob nicht in den Tod gejagt ...

Gräfin: Jetzt steh auf und sprich vernünftig. Von wem redest Du eigentlich? Wen habe ich in den Tod gejagt — die Saison der Parforcejagden

ist ja erst im Herbst ... Oder meinst Du Herrn Dunker? Was hat denn die Entlassung von Gobis Hofmeister mit Eugeniens Glück und Zukunft zu thun?

Erdmuthe: Sie liebt ihn, Mama.

Eugenie (richtet sich im Bette auf): Und auch sie, die Edle, liebt ihn!

Erdmuthe: Aber er liebt sie.

Gräfin: Jetzt wird mir's zu viel: Du liebst, er liebt, sie liebt. Ich weiß zwar, daß euch eure Gouvernante verschiedene Zeitwörter, darunter auch „lieben“ zu konjugiren gab; daß dies aber zu einer solchen Unsinnsexplosion führen könnte, hätt' ich nicht geglaubt ... Ihr habt euch also in den schönen Hofmeister verliebt? (Sie schüttelt den Kopf und lächelt). Ich sollte eigentlich zanken ... aber ich habe die Zeit noch nicht vergessen, wo ich in eurem Alter stand und für meinen Klavierlehrer schwärmte — ich wäre gewiß bereit gewesen, ihm meine Hand zu reichen, wenn er nicht schon eine Frau und fünf Söhne gehabt hätte ... Hört mich an, Kinder — wir sind mit der Konjugation des bewußten Zeitwortes noch nicht zu Ende: er liebt mich. Nun, was sagt ihr dazu? Ich hätte es euch wohl niemals erzählt, aber wie die Sachen stehen, wird meine Mittheilung am besten geeignet sein, euren Anfall zu kuriren. Ihr glaubt wohl, ich hätte Herrn Dunker entlassen, weil ich als grausame Mutter eure Herzensneigung ersticken wollte? Ihr irrt; ich habe dem frechen jungen Mann die Thüre gewiesen, weil er sich unterstanden hat, mir eine siegesgewisse Liebeserklärung zu machen.

Eugenie: Dich, Mama, Dich liebte er?

Gräfin: Ja — da haben wir's jetzt in der halbvergangenen Zeit . . .

Erdmuthe: Und Du?

Gräfin: Ich? — jetzt kommt die verneinende Form — ich lieb' ihn nicht. (Sie nimmt einen Brief aus der Tasche). Da lest, damit ihr nicht etwa glaubt, ich hätte nur — nach grausamer Mütter Art — wieder eine List gebraucht, um euch von dem Gegenstand eurer Anbetung zu trennen. (Erdmuthe nimmt den Brief). Lies laut, Eugenie soll's auch hören.

Erdmuthe (liest): „Gnädige Gräfin! Sie haben mir bedeutet, daß ich Ihr Haus verlassen muß — ich gehe lieber noch heute, denn ich wage es nicht mehr, Ihnen unter die Augen zu treten. Ich gab Ordre, daß mir mein Gepäck nachgeschickt werde, und wenn Sie dieses lesen, bin ich schon unterwegs. Ich war ein verwegener Thor. Mein Refrain war einst: ‚Ich hoffe nicht!' und — wahrhaftig wahr — das hätte auch der Wahlspruch meiner Liebe zu der unerreichbaren Frau bleiben sollen. Aber dieses ‚Dein', das unter Ihrem Namen stand, den ich in die Steinplatte gegraben, hatte mich so kühn gemacht. Erst Ihre strenge Zurechtweisung hat mir gezeigt, daß dieses Wort nicht von Ihnen, sondern von einer unberufenen dummen Person — der Himmel strafe sie — dort eingemeißelt worden. Jetzt fliehe ich tief beschämt, und trotz des traurigen Schlußfalls meines wieder aufgenommenen Liedes ‚hoffe ich' doch noch eins: Ihre Verzeihung. Albert Dunker."

Eugenie (nimmt den Brief aus der Hand ihrer Schwester und liest ihn noch einmal durch, dann reicht sie ihn, tief seufzend ihrer Mutter zurück): Jetzt verstehe ich.

Erdmuthe: Ich auch.

Gräfin: Dann seht ihr klarer als ich, denn ich muß sagen, mir ist die Geschichte von der Steinplatte ein Räthsel. Aber ich will euch jetzt allein lassen, Kinder. Es ist gut — da ihr doch gegenseitige Vertraute seid — daß ihr miteinander diesen kleinen Roman, den ihr zusammengestickt habt, auch wieder schön auftrennt. Später könnt ihr mir dann alles erzählen. (Sie verläßt das Zimmer.)

Abermals fallen sich die Schwestern in die Arme — aber diesmal nicht weinend. Die gute Laune und Nachsicht ihrer liebenswürdigen Mutter hat schwärmereiverscheuchend auf sie gewirkt. Sie sind nahe daran, zu lachen.

Eugenie: Well, darling?

Erdmuthe: We have been —

Eugenie: A pair of idiots.

IV.

Franz Xaver Alois, Graf D., geb. 18 Januar 1822, k. k. Kämmerer und Geh. Rath, Besitzer der Fideikommißherrschaft Alderndorf und des Allodialgutes Kettenau in österreichisch Schlesien (5 Quadratmeilen, 57 Ortschaften); verm. I. 12. Juli 1849 mit Georgina, des Earl of Derbent jüngster Tochter, geboren 2. August 1832, † 12. November 1852; II. 4. Januar 1855 mit Natalia Borissowna, geb. Trubin, verw. Fürstin Lermassow, geb. 3. März 1825, † 1. September 1860; III. 1. Februar 1868 mit Maria Alma, geb. Belka, geboren 5. Oktober 1842, † 1. Januar 1873.

Kinder:

a) erster Ehe: 1. Georg Jonathan Percy, geb. 11. Nov. 1850, k. k. Statthaltereikonzipist in Innsbruck;

b) zweiter Ehe: 2. Olga Nadine (Esperance) Franziska, geboren 1. Oktober 1859.

Rauchzimmer im Schlosse Aldernhof. 30. September 1876, sieben Uhr Abends. Einrichtung im orientalischen Geschmack: niedrige Divans, Waffensammlungen, Perserteppiche auf dem Boden und an den Wänden, helle Kaminflamme, Hängelampe. Graf Franz Xaver und sein Sohn Georg ruhen auf niedrigen Polstersitzen neben dem Kamin und rauchen Tschibuk. Zwischen ihnen steht ein Tabouret mit gefüllten Liqueurgläsern. Man hört den Regen in Strömen an die Fenster schlagen, über welche

die schweren Vorhänge zugezogen sind. Das Feuer prasselt, der Tschibukduft vermischt sich mit einem in messingener Räucherschale brennenden Serailparfüm; das Licht der Lampe ist durch mattrosa Glas gedämpft, das Ganze ein Bild der Behaglichkeit.

Franz Xaver (kurzer grauer Vollbart und dichte weiße Haare, Güte und Heiterkeit strahlendes Gesicht): Schade, mein Junge, daß Deine schöne Urlaubzeit nun zu Ende ist.

Georg (seinem Vater sehr ähnlich; feiner blonder Schnurrbart, blonde Haare): Ja, morgen heißt es, wieder einrücken — in das fade Nest.

Franz Xaver: Nur noch ein paar Monate Geduld, mein Lieber, und wir werden Dir ein Avancement mit Versetzung verschaffen — womöglich erwirke ich Dir einen Attachéposten. Am liebsten hätte ich Dich freilich hier in Alberndorf . . . Schließlich wird's ja auch Dein Platz sein, wenn Du nach mir das Majorat antrittst.

Georg: Dazu hat es noch unberechenbar lange Zeit.

Franz Xaver: Handelte es sich nicht um Deinen jungen Ehrgeiz und um die Aussicht, daß Du als Diplomat in der Welt herumkommst, so würde ich Dir am liebsten vorschlagen, den Dienst zu verlassen und mir in der Bewirthschaftung meiner oder vielmehr unserer Güter behilflich zu sein — Kettenau könnte ich Dir gleich vollständig abtreten. Dadurch wäre meiner Einsamkeit vielleicht am besten abgeholfen . . . aber das geht nicht. In

Deinem Alter habe ich mich auch in der Welt herumtreiben wollen, und hätte mich meinem Vater schön widersetzt, wenn er mir mit solchen Vorschlägen gekommen wäre —

Georg: Ich würde mich durchaus nicht widersetzen — im Gegentheil, ein solcher Vorschlag käme meinen innersten Herzenswünschen entgegen . . . Denn Du mußt wissen, ich gehe mit einem Plan um, den ich Dir schon die ganze Zeit mittheilen wollte — was ich aber immer von einem Tag zum andern feige verschoben habe. Da aber heute der letzte Tag gekommen ist, so werde ich doch damit herausrücken müssen . . .

Franz Xaver: Sonderbar — ich habe Dir auch eine Mittheilung zu machen . . . die Dich einigermaßen interessiren wird — und mit der ich, eben so feige wie Du, zurückgehalten habe . . . Ich wette, daß ich Dein großes Projekt errathe: Du willst heirathen?

Georg: Und Du — etwa auch? (Franz Xaver nickt.) Zum viertenmale! Die Ehe muß doch wirklich eine vortreffliche Sache sein, da Du sie so beharrlich immer wieder aufnimmst . . .

Franz Xaver: Die Macht der üblen Gewohnheit, mein Lieber. Ernstlich, der Grund ist der: ich kann das Alleinsein nicht vertragen.

Georg: Allein? Und Olga?

Franz Xaver: Olga ist in ihrem siebenzehnten Jahre — sie hat von ihrer Mutter eine schöne Mitgift — Du kannst Dir wohl denken, daß sie mir bald wegheirathen wird.

Georg: Die wirst Du freilich missen. Brüder sind gewöhnlich nicht zum Enthusiasmus geneigt, aber ich muß gestehen, Olga ist ein allerliebstes Ding — so lustig und gut und gescheit —

Franz Xaver: Das dankt sie der Erziehung und dem Umgang dieser prächtigen Oktavia. So lange diese Beiden bei mir sind, brauche ich mich freilich nicht über Einsamkeit zu beklagen ... Aber nach der unausbleiblichen Heirath der Kleinen verläßt natürlich auch Fräulein von Rattowitz das Haus — und dann müßte ich schier verzweifeln. Freilich — wenn Du heirathest ... aber Gott weiß, was für eine Schwiegertochter Du mir bringst! Fast fürchte ich mich davor — denn ich muß Dir sagen, daß ich den Frauen stark mißtraue: es giebt ganz unerträgliche darunter — besonders unter den geheiratheten. Der beste väterliche Rath, den ich Dir eigentlich geben könnte, wäre: riskir's nicht!

Georg: Und ich, der ich hoffte, bei einem solchen Recidivisten, wie Du es bist, Ermuthigung zu finden!

Franz Xaver: Weißt Du was, mein Sohn? Ich will Dir die Geschichte meiner drei Ehen erzählen, vielleicht findest Du darin irgendwelche nützliche Lektion; und ich werde selber nicht böse sein, meine Lebenserinnerungen wieder an meinem innern Auge vorbeidefiliren zu lassen. An dieser erwachenden Lust, alte Geschichten zu erzählen, bemerke ich übrigens auch, daß ich alt werde. Ich fange an, die Vergangenheit als den besten Theil meines Lebens zu betrachten — was sie eigentlich,

trotz aller durchgemachten Mißhelligkeiten, auch war . . . Wie sagte doch der hundertunddreiundzwanzigjährige Mann auf eine Nachfrage über sein Befinden: „Danke schönstens — es geht schon noch, aber ich finde doch, daß das erste Hundert das bessere ist". Dasselbe sage ich vom ersten Fünfzig. Das zweite ist gar so eine beschleunigte Bergabrutscherei. Besonders, wenn man keine Carrière, keine besondere Thätigkeit vor sich hat. Ist man Minister, oder Dichter, oder Regent — heißt man Gladstone, Victor Hugo oder Kaiser Wilhelm I., da fängt mit siebenzig Jahren die Hauptwichtigkeit erst an . . . Aber so ein Landwirth — ich frage Dich — läuft der nicht Gefahr, beim ersten rheumatischen Reißen in den Großvaterstuhl zu versinken?

Georg: Du wolltest mir die Geschichte Deiner drei Ehen erzählen —

Franz Xaver: Ja so — Wieder ein Symptom vom Kindischwerden: im gegebenen Thema nicht verharren können, sondern auf allerlei Nebensachen abspringen.

Georg: Ich weiß, daß Du scherzest, sonst ließe ich Dich über Dein vermeintliches Altwerden nicht weiter reden — Du, der wackerste Jäger im Wald, der beste Reiter im Sattel, der lebhafteste Courmacher im Salon, das liebenswürdigste Oberhaupt im Hause und der kühnste Spieler — jetzt schon zum viertenmale — in der Heirathslotterie.

Franz Xaver: Du bist sehr freundlich . . . aber bleiben wir jetzt bei dem letztgenannten Thema. Ich will Dir ja die Geschichte von einem Treffer

und zwei Nieten erzähen. Meine erste Frau — Deine Mutter — war das große Loos —

Georg: Und dann folgen die zwei Nieten. Das Gleichgewicht erfordert, daß Numero vier wieder einen Gewinn bringe —

Franz Xaver: In Lotterien herrscht kein solches Gleichgewicht — und besonders nicht in den Ehen. Ich habe in meiner Erfahrung konstatirt gefunden, daß auf zehn Paare nur ein glückliches kommt — und das paßt gewöhnlich nicht zusammen.

Georg: Deine Worte sind nicht ermuthigend — zum Glück sind es Deine Thaten mehr. Nunmehr will ich Dich aber nicht unterbrechen. Ich gieße mir ein frisches Gläschen Cognac ein und bin ganz Ohr.

Franz Xaver: So will ich mir denn eine frische Pfeife stopfen — und bin ganz Sprechwerkzeug. Aber erwarte Dir keine Erzählung, wie sie in den Büchern stehen — mit stimmungsvollen Landschaftsbildern, mit haarkleinen Wiederholungen von Gesprächen, die man längst vergessen haben muß, und Schilderungen von Gedanken und Handlungen anderer Personen, welche man nie gewußt haben kann. Genau so, wie die Erinnerungen mir haften geblieben sind, will ich sie wiedergeben, ein wenig ineinander geschwommen — Wichtiges und Nebensächliches, Schmerzliches und Fröhliches — alles gedämpft durch das entrückende, traumhafte Wort „einst.“ Sonderbar auch: wenn man so zurückblickt in die eigene Vergangenheit, so sieht

man die damaligen Bilder unter einem ganz andern Gesichtswinkel, da man aufgehört hat, in der Mitte zu stehen. Nur das gegenwärtige Ich ist mit einem solchen Weltzentrumsgefühl behaftet — das vergangene sieht man in dem Erinnerungsbilde ebenso deutlich und ebenso undeutlich dastehen wie die andern Personen. Es geht, tanzt, reist, heirathet — und der Erinnernde schaut nur zu.

Georg: Wie wahr das ist! So sehe ich, wenn ich an meine Kindheit denke, deutlich den Schulknaben vor mir, sich balgend schlittschuhlaufend, über Heften büffelnd — und könnte sein Porträt abzeichnen, in einer zu kurzen Jacke, die Hände viel zu weit aus den Aermeln hervorragend und mit unvertilgbaren Tintenspuren versehen ... Lady Macbeth ist nichts dagegen, wie ich mir immer die schwarzen Fingerhüte mit Citrone und Bimsstein wegputzen wollte, wenn's zu Tische ging, und wie's mir nie gelang. Verzeih die Unterbrechung — aber Du hattest noch nicht zu erzählen angehoben.

Franz Xaver: Nein. Doch jetzt aufgepaßt, denn — wie die Photographen sagen, wobei der Patient sicher Lippenzuckungen und stiere Augen bekommt — „Ich beginne!"

Es war in einem englischen Landhause. Ich war damals siebenundzwanzig Jahre alt und der österreichischen Gesandtschaft in London zugetheilt. Nach einer glänzenden Saison in der Stadt folgte ich einer Einladung auf zwei Wochen „Schießen" nach Derbent-Castle. Der Earl of Derbent hatte sechs

Töchter — die älteste siebenundzwanzig, die jüngste — Georgina, Deine Mutter — siebenzehn Jahre alt. Die drei ältesten waren verheirathet — an junge Peers — die drei jüngeren waren, als ich ins Haus kam, noch zu haben. Als ich aber das Haus verließ, waren sie alle drei verlobt; darunter die lieblichste Georgina, wie Du allen Grund hast zu vermuthen, mit mir. Daß ein junger Mensch von guter Familie, von hämmerbarem Herzen und «tolerable good looks» unverlobt aus einem töchterreichen englischen Landhause entkommen kann, halte ich für eine Naturgesetzwidrigkeit. Du kannst Dir denken, wie's in Derbent-Castle, wo sechs junge Schönheiten walteten (die verheiratheten Schwestern waren nämlich auch auf Besuch da und noch ein halbes Dutzend Freundinnen daneben), wie es da lustig herging und wie die Luft mit Flirtstoff gesättigt war. Rallypaper, Lawntennis, Crocket, Reitpartien und Waldpicknicks, Fahrten in den verschiedensten Vehikeln: Daumontequipage, Dogcart, Break, Velociped und hochgethürmter Heuwagen. Letzteres war ein von Lady Hester — meiner ältesten Schwägerin — erfundener Sport, der allgemeinen Beifall fand. Wie wonnig saß es sich da — eine ganze lustige Gesellschaft — gleich kostbarem Porzellan in die weichen, nach new-mown hay duftenden Halme verpackt, der Vorgezogenen ganz nahe, verstohlen den Arm um ihre heuversteckte Taille schlingend — — ich sage Dir, wer da nicht beim nächsten tête-à-tête — und deren finden sich im englischen Landleben genug — den rothen Kirschen-

mund küßt, ist kein normaler junger Mensch. Nun ist zwar das Kokettieren und Tändeln und Liebeln bei englischen Mädchen sehr schnell eingefädelt, aber daneben ist das Heirathen gleich selbstverständlich. Ich hatte der reizenden Georgina kaum zugeflüstert, daß ich sie liebe; ich habe sie kaum — als wir einmal von der Gesellschaft ein wenig getrennt blieben — hinter einem Gebüsch an mein Herz gedrückt, als sie mich treuherzig anblickte und «yes» sagte. Daraufhin, obwohl ich nicht genau wußte, was mir eben bejaht worden, küßte ich sie wieder — und wir waren «engaged». So wenigstens verkündete sie's fröhlich ihren Schwestern, als wir uns der Gesellschaft wieder angeschlossen hatten, und diese „wünschten mir Freude". Und ich hatte auch Freude dran. Freilich, einige Stunden früher war mir der Gedanke ans Heirathen gar nicht gekommen. Ich war ja im Beginn meiner Laufbahn und hatte stets im Sinne geführt, daß ich mich erst nach dem dreißigsten Jahr mit einer Tochter unserer vaterländischen Aristokratie verheirathen würde — aber es war anders gekommen. Merke Dir's: es kommt gewöhnlich alles anders. Uebrigens war ich von meiner Bräutigamsrolle entzückt. Täglich verliebte ich mich heftiger in die liebliche, Heiterkeit sprühende und Schätze von Gemüth besitzende Peerstochter. Ich konnte ihr klares Seelchen nur mit einem Felsengießbach vergleichen, frisch, sprudelnd, himmelspiegelnd und dabei so hübsch . . . Nun, Du kennst ja ihr Porträt — aber dasselbe stellt sie schon als Frau und Mutter vor, es hat nicht mehr diesen

unschuldsvoll-übermüthigen Ausdruck, der nur den Mädchen — und namentlich den englischen Mädchen — eigen ist. Die Zustimmung meiner Eltern war bald eingeholt: gegen die Tochter Lord Derbents — obwohl mitgiftslos — ließ sich nichts einwenden, und drei Monate nach — dem Heuwagen war ich verheirathet. Damals stellte ich innerlich alle meine chronologischen Berechnungen nach dem Heuwagen an — eine Aera, die mir gewiß näher lag als zum Beispiel die Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina.

Wir verbrachten unsere Flitterwochen auf der Insel Wight. Du mußt wissen, daß diese Insel die Zuflucht so vieler neuvermählten Paare ist, daß an den Strahlen des dort scheinenden Mondes sich alle Bienen Futter holen könnten. Hinter jedem Busch wird gekost; ein zärtliches Gekicher füllt die Luft, Küsse knattern wie Feuerwerk; man begegnet allenthalben ertappt aussehenden Gesichtern, und wo man auf ein Paar stößt, kann man überzeugt sein, daß es einen zum Kuckuck wünscht. Obwohl wir von unseresgleichen so dicht umgeben waren, so hatten wir doch die innere Ueberzeugung — die vermuthlich jedes glückliche Paar erfüllt — daß unser Loos dasjenige aller übrigen Menschen um die ganze Höhe unseres Himmels überragte.

Aber auch nachher, als diese Honigzeit verrauscht war, war ich noch immer sehr, sehr glücklich. Ich führte mein Weibchen nach Oesterreich und stellte sie der Wiener Gesellschaft vor. Alles war von ihrer Schönheit, von ihrer Munterkeit entzückt,

und die Schätze ihres sanften, liebeglühenden Herzens, die kannte nur ich . . .

Den folgenden Sommer gingen wir auf Besuch nach Georginas Heim. Hier wurdest Du geboren. Danke es Deinem Geschick, daß Du in England zur Welt gekommen, denn da ward Dir gleich die unvergleichliche Würde verliehen, Baby zu sein. In Frankreich sagt man zwar auch bébé, in Deutschland werden die Kinder mitunter „das“ oder „ein Bebi“ genannt — aber Baby kurzweg, ohne bestimmten noch unbestimmten Artikel — Baby mit Respekt und Scheu genannt, mit Hochachtung bewundert, mit Stolz gezeigt, mit Verehrung gehandhabt, das ist nur das Erstgeborene im englischen Hause. So viel Aufhebens, wie damals mit Dir gemacht worden, mein lieber Georg, wird Dir Dein Leben lang nicht mehr zu theil, und wenn Du — es ist ja alles möglich — König von Zentralafrika werden solltest, was ich Dir übrigens, des ungesunden Klimas halber, nicht einmal wünsche.

Ein Jahr später folgte Dir ein Brüderchen. Ich sah mich schon an der Spitze von wenigstens sieben Söhnen — wie Jakob — aber der kleine Tommy starb nach wenigen Wochen, und Du bist mein einziger Sohn geblieben. Meine Georgina sollte mir keine Kinder mehr schenken. Selbst noch ein halbes Kind, hat sie ein jäher und grausamer Tod geknickt . . . Du weißt ja wie, ich hab' Dir's oft erzählt: auf der Fuchsjagd aus dem Sattel geworfen, geschleift — — o, die arme, arme Kleine! . . . Da seh' ich mich wieder, meine bleiche zitternde

Gestalt, die im Grase neben der Sterbenden kniet — und mit gellendem Schmerzensschrei über der Leiche zusammenbricht. Meine arme, holde Georgina ... ist's denn möglich, daß von so viel Leben, von so viel Liebe und Glück nichts bleibt als ein paar verblaßte Bilder?

Georg: Es ist mehr davon geblieben, Vater: ich bin da. Durch mich und in mir lebt meine arme Mutter noch fort — Du hast sie mich lieben gelernt, und ich trage ihr Bild im Herzen.

Franz Xaver (reicht dem Sohn die Hand und drückt ihm stumm die seine. Nach einer Pause): Und nun zur Geschichte meiner zweiten Ehe; dieselbe wird Dir neuer sein.

Wäre meine Georgina am Leben geblieben, so hätte ich wohl der diplomatischen Laufbahn entsagt, um mich hier häuslich niederzulassen. So aber hielt ich an meinem Berufe fest, und derselbe führte mich nach mehreren in Italien verlebten Jahren — die reich an so manchen schönen Liebeserlebnissen waren — nach St. Petersburg. Hier lernte ich meine zweite Gemahlin kennen.

Warum ich mich eigentlich in sie verliebt habe, ist mir nicht klar. Schön war sie nicht: der breite Mund, die Kalmückennase, die wasserblauen, vorstehenden Augen hätten sie eher häßlich machen sollen. Geistreich war sie auch nicht — Gott bewahre — und liebenswürdig? Nach landläufigen Begriffen schon gar nicht, denn sie war weder anmuthig, noch freundlich — nicht einmal höflich. Oft sagte sie den Leuten die barockesten Unarten

oder lachte ihnen ins Gesicht oder kehrte ihnen den Rücken. Dennoch war sie von einem Heer Anbeter umgeben und übte eine eigene Berückung auf alle aus.

Daß Natalia Borissowna eine verwittwete Fürstin Lermassow war, weißt Du; sie gehörte somit der ersten St. Petersburger Gesellschaft an und hatte Zutritt bei Hofe. Daß sie aber die Tochter eines Moskauer Spiritusfabrikanten war, das habe ich Dir nie erzählt, und damit brüstete sie sich auch selber nicht, obwohl sie dieser Abstammung ein kolossales Vermögen verdankte. Der Reichthum war es wohl auch, der zu ihrem Nimbus viel beitrug. Wenn man sich so mit dem allerköniglichsten Luxus umgeben und alle erdenklichen Phantasien und Extravaganzen sich erlauben kann, so ist man immerhin interessant und die Mängel der äußeren Schönheit erscheinen als Pikanterie, die Mängel der Erziehung als Originalität. Ja, ich nehme das Wort nicht zurück: Erziehungsmangel. Natalia war schlecht erzogen — sie war einfach vulgär — die echte Schnapsverkäuferstochter, obwohl sie sich auf die grande dame hinausspielte und auch als solche behandelt wurde. Sie sprach — wie fast alle reichen Russen — ein sehr geläufiges Französisch, aber doch was für ein Französisch! Boulevard-Argot — Chansonettenausdrücke, gemischt mit Russizismen. Sie sprach sehr viel, aber nur in kurzen, abgerissenen Sätzen, mit lauter Stimme. Ihre Toiletten, direkt von den ersten Pariser Schneidern bezogen, waren die auffallendsten und prachtvollsten der Stadt. In

ihrem Hause verkehrten alle Fremden von Bedeutung, viele Künstler und auch Großfürsten. Sie gab Feste, die an Glanz die Winterpalaisbälle überboten. Kurz, sie war eine Löwin, sie war die Löwin der Saison. Und ich war vernarrt. In was, warum und wieso — lauter Fragen, die an das Vernarrtsein müßig herantreten. Man glaubt immer, eine Erklärung abgeben zu sollen, für diese allerspontanste Erscheinung, welche sich selbst Ursache genug ist. Ich werde auch die Thatsache, daß ich in eine unliebenswürdige Frau vernarrt war, nicht mit der beliebten Phrase zu begründen versuchen, daß diese Frau eine „dämonische“ Macht besaß. Es ist gar nicht nöthig, unsere hohen Regungen als göttlich und unsere niedrigen als teuflisch auszugeben, es ist eben alles menschlich. Das bischen Güte, das bischen Genie, das unter uns auftritt, reicht lange nicht an Göttliches hinauf und das bischen Bosheit, das bischen Leidenschaft auch nicht an Dämonisches hinab. Menschen sind wir, schwache, kleine, manchmal die geistigen Flügel bis zu den Wolken, aber durchaus nicht bis zum Himmel reckend; manchmal in die Tiefe — bis in eine Schlammgrube, durchaus nicht bis in die Hölle versinkend. Und unter allen menschlichen Schwächen ist die menschlichste — das Verlieben. Das zeigt auch mein Fall. Nicht eine edle Eigenschaft, nicht einen besonderen Schönheitsreiz hatte ich an Natalia erkannt und doch schien mir ihr Besitz als der höchste zu erstrebende Preis. Nun traf es sich, daß auch sie eine Leidenschaft für mich gefaßt hatte, und so

stand unserem Glück nichts im Wege. Schönes Glück! Wir begingen die große Unvorsichtigkeit, einander zu heirathen. Unsere gegenseitigen Gefühle und Wünsche waren darauf angelegt, in ein paar närrischen Stunden befriedigt zu sein, und um diese Stunden so recht anständig und weltlich sanktionirt zu erlangen, ketteten wir uns fürs Leben.

Mein lieber Georg, Du stehst auf dem Punkt, Dich zu verheirathen, lasse Dir sagen, daß es Ehen giebt, die — hier scheint mir der gebräuchliche Ausdruck nicht zu stark — eine Hölle sind. Es liegt nämlich dasjenige in einer unglücklichen Ehe, was den Höllenqualen zugeschrieben wird: Ununterbrochenheit und Unaufhörlichkeit.

Natalia Borissowna war — ich kann Dir's ja sagen, Olga hört uns nicht — eine boshafte Frau. Es ist mir nicht möglich, all die kleinen Bitterkeiten, Verdrießlichkeiten, Unbehaglichkeiten zu erzählen, mit denen sie meine Tage füllte — das entzieht sich in seinem Detail der Wiedergabe, prägt sich auch dem Gedächtniß nicht ein; einzelne Tropfen sind es nur, aber in ihrer Gesammtheit ein Meer von Trübsal. Thränen ohne Grund, Vorwürfe, Widersprüche, Launen, harte Worte, gehässige Blicke, gemeine Gesinnungsäußerungen, Auftritte, Rechthaberei, stundenlanges Schmollen, das sind ungefähr die positiven Kundgebungen eines solchen Charakters; nun kommen die negativen hinzu: Verständniß- und Interesselosigkeit gegenüber unserem Denken und Thun; nicht ein Schmeichelwort, nicht eine aufgegebene Laune, nicht eine Frage um Rath, kein freund-

liches Lächeln, kein herzliches Lachen — — Gott schütze Dich, mein Sohn, vor einer solchen Frau. Auch wenn sie daneben die gelassenste und ehrbarste Hausfrau wäre. Aber Natalia war auch dieses nicht. Sie blieb nach wie vor die extravaganteste, phantastischste, fast möchte ich sagen — Abenteurerin, die ich je gekannt. Unsere Existenz in Oesterreich sagte ihr natürlich nicht zu. Sie brauchte ein weiteres Feld. Im Winter Paris, Florenz oder Nizza, im Sommer die Seebäder; das waren die Orte, wo sie sich in ihrem Elemente fühlte. Ich ward mitgezerrt — denn Natalia wollte nicht für eine geschiedene Frau gelten. Trotz allem gewagten Erotismus ihres Auftretens wollte sie als tugendhaft betrachtet sein — und ich glaube, sie war's auch. Kalt von Herzen und von Sinnen, kostete ihr die gewahrte Treue weiter keine Anstrengung. Sie hatte andere Leidenschaften — darunter vornehmlich die Pferde und das Spiel. Bei allen großen internationalen Rennen mußte sie dabei sein, und sowohl auf dem Turf wie bei der Bank von Monaco hat sie Unsummen verloren. Ich hatte ihr die Verwaltung ihres ungeheuren Vermögens ganz überlassen, und sie warf das Geld zu allen Fenstern hinaus. Daß eine halbe Million Rubel für Olga übrig geblieben, ist nur ihrem frühzeitigen Tode zuzuschreiben. Sie fand denselben, wie Du weißt, bei einer Alpenbesteigung. Es ist ein Glück, daß ich an jenem Tage nicht ihr Begleiter war, sonst hätte die ganze Welt geglaubt — ich schließlich selber — daß ich ihr

mit einem leichten Stoß zu dem Abgrundsturz verholfen habe.

Von den Todten soll man nur Gutes sagen, heißt es. Aber ich finde, daß durch diese post mortem-Höflichkeit dem Verdienste der wirklich edlen Verstorbenen Abbruch geschieht, denn ihr Epitaphenlob wird dann auch der Befolgung jener Regel zugeschrieben. Nein, von Lebenden und Todten nichts als — Wahrheit. Und ich wollte Dich gewarnt haben.

Georg: Nach dem Bilde, das Du mir von meiner Stiefmutter entworfen, begreife ich nicht, daß Olga so ein liebes Geschöpf geworden, ich müßte denn annehmen, sie habe alles vom Vater und nichts von der Mutter geerbt.

Franz Xaver: Was neben den Anlagen den Menschen macht, ist die Erziehung und das Beispiel. Konnte das Mädchen in bessere Hände kommen als in Oktaviens? Ist diese nicht das vollkommenste Geschöpf, das man sich denken kann?

Georg: Dieser Ansicht bin ich auch — so viel Geist und Anmuth . . .

Franz Xaver: So viel Würde und Güte . . . Es freut mich, daß Du diese Eigenschaften an Fräulein von Rattowitz erkannt hast —

Georg: Und wie froh bin ich, daß Du — — Nun aber zum dritten Kapitel Deiner Erzählung.

Franz Xaver: Ach, darin spiele ich eine ziemlich klägliche Rolle. Es gehört eine Dosis Selbstverleugnung, etwas von der Anstrengung der

Beichtablegung dazu, um sich selber — und noch dazu dem eigenen Sohn gegenüber — solches Gehirnerweichungszeugniß abzugeben, wie die Gewinnung von Alma Belkas Hand. Du zweifeltest vorhin an meinem Kindischwerden? Hast Du denn dieses bedenklichste aller Symptome vergessen, welches die Verdummung alter Herren bezeichnet: das Verlieben in Schauspielerinnen, besonders wenn es sich bis zum Paroxysmus der Heirath steigert? Du selbst hast von Deiner zweiten Stiefmutter nichts wissen wollen.

Georg: Aber verzeih, ich war ja zu jener Zeit gar nicht im Hause, sondern in der Theresianischen Akademie.

Franz Xaver: Ganz richtig — doch Du hast Dich geweigert, Deinen Urlaub im Vaterhause zuzubringen. Recht hattest Du. Was war aus diesem Hause geworden! Eine Art Komödiantenkneipe, — denn die neue Gräfin konnte ihre Bretterheimath nicht vergessen und rief sich die Landsleute immer herbei. Ich war nie sicher, wenn ich Abends unsern Salon betrat, daß mir meine Hausfrau nicht einen neuen Bekannten vorführte:

„Ich stelle Dir Herrn X. vor, lieber Franz Xaver."

„Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. (Höflichst grinsend.) Vermuthlich dramatischer Künstler?"

„Das nicht — wenn auch derjenige, von dem alle Rollen ausgehen . . ."

„Also dramatischer Autor? Sehr geehrt . . .“
„Auch das nicht, Herr Graf —“
„Regisseur also?“ (Etwas abgekühlt.)
„Nein — Souffleur.“

„Ah? Gratulire! Etwas anstrengend?“ fügte ich hinzu, um zu zeigen, daß ich von dem genannten Beruf etwas verstehe. Es ist ja eine Hauptregel geselligen Verkehrs — besonders mit Niedererstehenden — sich für ihre Spezialität scheinbar eingehend und kennerisch zu interessiren. Davon könnten die Kaiser und Könige etwas erzählen. Für jede Deputation — sei dieselbe nun von Agronomen, Literaten, Bierbrauern oder Austernzüchtern — muß der Landesherr ein paar Fachfragen bereit haben und so aussehen, als ob von jeher sein lebhaftestes Interesse abwechselnd die Kartoffelkrankheit, das geistige Eigenthumsrecht, der Hopfenbau oder die Lebensweise der Muschelthiere gewesen wäre. Und so hättest Du mich sehen sollen, wie ich für Engagements- und Gastrollenangelegenheiten in Eifer gerieth, wie mich die verschiedenen Auffassungen einer Charakterrolle erwärmten, und wie ich für Gage-, Intrigue-, Reklame-, Kritik- und sonstige Theaterfragen ganz Feuer und Flamme war.

Du kannst Dir wohl denken, daß von unserer Gesellschaft niemand mehr in mein Haus kam, — ich ging daher auch nirgends mehr hin. Die Leute, die meine Frau nicht empfangen wollten, mied ich natürlich gleichfalls. Wie eine Sternkreuzordens- oder Stiftsdame in der Nähe aussieht, hatte ich schon ganz vergessen, und da mir die Ehrerbietung

gegen alte Damen stets Gewohnheit war, so konnte man mich einer mütterlichen Freundin Almas — so wenigstens stellte sie mir dieselbe vor — devotest die Hand küssen sehen; auf meine spätere Frage, wer die alte Künstlerin sei, ob eine Art Haizinger oder Frieb-Blumauer, erhielt ich die Auskunft, es sei die Garderobière. Sie hat's übrigens nicht lange bei mir ausgehalten (nicht die Garderobière, derselben begegnete ich stets mit gleichem Respekt — ich spreche von Alma), sie ist zur Bühne zurückgekehrt. Sie hatte es kosten wollen, Gräfin zu sein, und hat diese Rolle zu dumm gefunden. Freilich ließ man sie nie dazu kommen, dieselbe vollständig zu spielen. In allen Salons, in die ich sie anfangs einführen wollte, wurde sie über die Achseln oder durch hochmüthige Lorgnons angesehen. Da zog sie es vor, wieder auf die Bühne zu treten, wo sie nur bewundernde Lorgnons auf sich gerichtet wußte und wo ihr nach wie vor Triumphe blühten; denn sie war wirklich eine hinreißende Künstlerin. Darum hatte ich mich ja auch so toll verliebt. Da sie damals, als ich mich ihr vorstellen ließ, gerade auf ihren Direktor böse war und einige Kameradinnen eben von Grafen geheirathet worden waren — die Theaterheirathen waren damals nämlich epidemisch — so hatte sie mich zu dem Experiment erkoren, das sie nun einmal vornehmen wollte: das Theater verlassen und „Frau Gräfin" angeredet werden.

Es ist ihr — ich gestehe es zu meiner Beschämung — gar nicht schwer geworden, mich als Befriedigungsmittel dieser vorübergehenden Laune

zu benützen. Sie war einfach sehr verführerisch und sehr spröde zugleich — das Mittel ist verliebten, besonders ältlichen Narren gegenüber probat. Die Franzosen nennen das: tenir la dragée haute. Wie diese Bezeichnung richtig ist, kannst Du Dich überzeugen, wenn Du unserem Karo eine Zeit lang den Bissen so über die Nase hältst, daß er ihn nicht erlangen kann, — Du wirst sehen, wie er da schnappt und springt und tanzt und schreit, bis seine Nerven in so jämmerliche Spannung versetzt sind, daß er — falls er nicht Karo, sondern Graf D. heißt — endlich ausruft: „Fräulein Alma, ich biete Ihnen meine Hand!"

Georg: Und wie bist Du zum dritten Male Wittwer geworden? Das erste Mal war's ein Sturz vom Pferde, das zweite Mal ein Sturz in den Abgrund —

Franz Xaver: Wirklich — das scheint so meine Blaubartsspezialität zu sein. Meine dritte Frau starb eigentlich an einem Sturz in — den Souffleurkasten. Ja, denke Dir das Unerhörte: Fürsten und Bankiers und große Künstler machten ihr den Hof, und sie vernarrt sich in den Souffleur, — denselben, der einst eine Zierde meines Salons gewesen, — und der Mann hat sie, sagt man, mißhandelt. Eines Tages hat er ihr einen solchen Schlag versetzt, daß sie einen Blutsturz bekam —

Georg: Also wieder ein Sturz. Dann hieß es — ich erinnere mich, es in einer Zeitung gelesen zu haben — Alma Belka sei einem Brustleiden erlegen. Aber jetzt, Vater, kommt der wich-

tigste Theil Deiner Eröffnungen. Wer hat den Todesmuth, meine dritte Stiefmutter werden zu wollen?

Franz Xaver: Ob sie es will, weiß ich eigentlich noch nicht — ich habe erst nur die Frage an sie gestellt. Du sahst, wie ich dem Diener, ehe wir das Rauchzimmer betraten, einen Brief einhändigte? . . . . er enthielt einen Antrag, — die Antwort steht noch aus. Sag Du mir vorerst, ob die Heirathsidee, von der Du mir vorhin sprechen wolltest, auf einer getroffenen Wahl beruht oder ob Du nur im Prinzip —

Georg: Ich habe gewählt — und ich weiß es nun, Du wirst meine Wahl billigen. Die Moral, die Deiner Erzählung entspringt, weist auch darauf hin, daß man sich ein Weib nehmen soll, das Geist und Herz besitzt, das man innig liebt und achtet —

Franz Xaver: Und ein solches hast Du gefunden? In Innsbruck?

Georg: Nein, nicht in Innsbruck — hier.

Franz Xaver: In Alderndorf? Irgend eine Jägers-, Müllers- oder Bauerntochter? In was für ein romantisches Idyll bist Du da hineingerathen? Das giebt auch kein Glück . . . Ich bin gewiß kein adelsstolzer Mensch und verlange durchaus nicht, daß Deine Wahl nur auf die Besitzerinnen von sechzehn Ahnen beschränkt sei, — aber zur Harmonie in der Ehe gehört vor allem die Ebenbürtigkeit des Geistes, das heißt die gleiche Bildungsstufe.

Georg: Der Gegenstand meiner Liebe ist mir an Geist und Wissen eher überlegen — und ich

habe kein Idyll in Wald oder Dorf angeknüpft... Hier, im Schlosse —

Franz Xaver (schreit auf): Oktavia! — O!

Georg: Vater — jetzt errathe ich ... auch Du — hast das herrliche Geschöpf erkannt und willst ... o, welches Unglück! (Lange Pause.)

Franz Xaver (mit beruhigter Stimme): Hast Du ihr von Deiner Liebe gesprochen?

Georg: Ja.

Franz Xaver: Und sie?

Georg: Sie hat mir geantwortet, daß sie mir von Herzen gut sei, daß sie aber niemals ohne Deine Einwilligung — ja mehr noch — ohne Deine formell an sie gerichtete Bitte mir ihr Jawort geben werde. Ich versprach — im Vertrauen auf Deine Güte — daß ich die Erfüllung dieser Bedingung von Dir erwirken würde — noch heute — und nun ...

Franz Xaver: Und nun habe ich ihr selber einen Heirathsantrag gemacht — das verdirbt freilich die Situation. Was wird sie da thun?

Georg: Wie ich sie kenne, wird sie das Haus verlassen und uns beide ausschlagen. Es ist auch das einzige, was ihr zu thun übrig bleibt. Sie kann doch den Vater nicht heirathen wenn sie sich vom Sohn geliebt weiß, und —

Franz Xaver: Und umgekehrt — meinst Du? (Er zieht sein Notizbuch aus der Tasche.) Ich habe hier das Brouillon zu dem Briefe entworfen, den ich Oktavia übergeben ließ ... (Liest es in der Stille durch.) Wir sind gerettet, mein Alter. (Klingelt.

zum eintretenden Diener): „Ich lasse Fräulein von Rattowitz bitten, sie möge sich einen Augenblick hierher bemühen und den Brief mitbringen, den sie vorhin erhalten. (Der Diener entfernt sich.)

Georg: Was willst Du thun? Ich errathe Dich wieder: Du wolltest in Deiner Großmuth verzichten ... Aber ich kann ein solches Opfer nicht annehmen.

Franz Xaver: Opfer? Siehst Du denn nicht ein, daß ich nichts anderes fürchtete, als die Einsamkeit, und daß die Nähe dieses vortrefflichen Mädchens mir zur süßen Lebensgewohnheit geworden ist? Nun kommst Du daher, um bei mir zu bleiben und das liebe Ding an's Haus zu fesseln, — was will ich denn mehr? Mir ist's ja tausendmal lieber, sie als Tochter denn als Gattin behalten zu können. Dich werde ich glücklich sehen ...

Georg: Und Du?

Franz Xaver: Ich werde Victor Hugo's Buch studiren: «L'art d'être grand-père.»

Georg: O Du bester aller Väter! Aber sie — sie wird nicht wollen — nach Deinem Heirathsantrag, — sie kann nicht wollen ...

Oktavia von Rattowitz (tritt ein; fällt dem Grafen Franz Xaver, der auf sie zueilt, um den Hals): O Sie Guter, Edler ...

Georg (der bei Oktaviens Eintritt von seinem Sitze gesprungen, bleibt betroffen stehen).

Franz Xaver (knüpft ihre Arme sanft los): Nicht mich — den dort sollst Du umarmen, liebe Tochter. Hast Du den Brief? Gieb her, wir

wollen ihn dem Versteinerten da zeigen, — daß er sage (winkt Georg mit den Augen), ob das Schreiben auch so ausgefallen, wie er es von mir verlangt hat. Da lies . . .

Georg (nimmt das Blatt und liest es halblaut ab): „Liebes Kind! Wollen Sie Gräfin D. werden? Ihre schönen Eigenschaften bürgen für das hohe Glück desjenigen, von dem Sie diesen Namen annehmen wollten.“

Franz Xaver: Kurz und bündig, nicht wahr? So — und nun, da habt Ihr euch, Kinder. (Er stößt Oktavia zu seinem Sohn, der ihr die Arme öffnet.) Siehst Du, Georg, — mein Numero vier hat auch mit einem Sturz geendet, und zwar in — Deine Arme.

V.

2. † Johann Wilhelm Graf M. geb. 29. Januar 1805, † Febr. 1865) Königl. dänischer Kammerherr und Hofjägermeister, vermählt 5. October 1836 mit Wilhelmine geb. Gräfin von B. (geb. 1816, † 1858); dieselbe war geschieden und in zweiter Ehe vermählt 1840 mit Karl Hermann Freiherrn von W. († 5. December 1846), nach dessen Tode sich dieselbe wieder vermählte mit ihrem geschiedenen ersten Gemahl.

Unter den Briefschaften, welche ihm sein Kammerdiener an diesem Morgen überbracht hat, findet Graf Rochus Wartenfels ein Billetchen, welches von unbekannter — offenbar von Frauenhand stammt. Das Papier duftet nach Veilchen; die Schriftzüge scheinen verstellt und sind von aristokratischem Charakter.

Ehe er das zierliche Schreiben erbricht, zündet Rochus eine Cigarette an, wie um den Genuß, den er von der Lectüre erwartet, noch zu erhöhen. Dann fährt er mit der schmalen Hand durch das Stirnhaar, eine ihm eigenthümliche, oft wiederkehrende Bewegung, wie um einen lästigen Gedanken zu verjagen — und zerreißt den Umschlag.

Der erste Blick sucht die Unterschrift: — „Fringilla." Der Name sagt ihm nichts. Fringilla schreibt:

„Vor Allem eine Gewissensfrage, Rochus Wartenfels — Ist Dein Herz frei? Oder vielmehr: Ist Deine Seele frei? Denn bei jeder geringfügigen Liebelei geht die Redensart vom gefangengenommenen Herzen, und so eine oberflächliche Beziehung, welche Du allenfalls zu irgend einer Schönen unterhälst, wäre mir kein Hinderniß, mit Dir zu verkehren, wenn anders Deine Seele — ich will sagen Dein ganzer Geist und Dein tiefstes Gefühl noch ungefesselt sind — — wenn Du vielleicht Sehnsucht hast . . . Was ich Dir bieten könnte, ist viel — — Eines sei Dir gewiß: verbanne jeglichen Verdacht auf irgend ein banales Abenteuer. Das unerhörteste, das phantastischeste Verhältniß, welches je zwischen Mann und Weib geknüpft worden, wäre dasjenige, zu welchem diese Zeilen Dich bescheiden — wenn Deine Seele frei ist. Frei und flugkräftig!

Fringilla."

Rochus überliest die räthselhafte Botschaft mehrmals hintereinader. Er studirt jedes Wort, jeden Schriftzug. Zur graphologischen Deutung bietet die Schrift keinen Anhaltspunkt, da sie sichtlich verstellt ist. Der Styl läßt auf dasjenige hoffen, was der Wortlaut verspricht, nämlich: Ausschluß der Gewöhnlichkeit.

Dem Briefbogen ist ein zweites, dichtbeschriebenes Blättchen beigeschlossen, mit der Etiquette: „Ziffernschrift und Schlüssel hierzu" — für die im Inseratentheil des Berliner Fremdenblattes erbetene Antwort."

„Die Sphinx umgiebt sich ja mit allen erdenklichen Mysterien und Vorsichtsmaßregeln", denkt Rochus, während er das System der Geheimschrift untersucht. „Die Idee ist übrigens gut: bei einer postlagernden Adresse ist das Nachspionieren zu leicht gemacht, während ich auf diese Weise nimmermehr erforschen kann, wer meine chiffrirte Annonce liest. Dazu noch die Schwierigkeit, die Antwort zusammenzustellen: ein wahres „Patience"-Spiel. — Fringilla scheint die Absicht zu haben, die Langeweile von mir zu verscheuchen . . .

*

Nach drei Viertelstunden ziemlich mühsamer Arbeit hat Rochus folgende Antwort fertig gebracht, welche er sofort dem genannten Blatte einsendet:

„Frei bin ich wie ein Fink, liebe Finkin — Du siehst, daß der Name Fringilla mir die Vogelgattung verrathen hat, zu der Du gehörst, obschon ich Deinem Briefe nach Dich eher für einen Phönix halten könnte — oder sonst ein Fabelwesen. Ich glaube überhaupt nicht an Dich. Du umgiebst Dich mit einem solchen Mysterien-Apparat, weil Du überhaupt nicht existirst — außer in Deiner eigenen Phantasie. Aber auf eine höfliche Anfrage gehört eine höfliche Antwort. Da kommt eine Fringilla geflogen und erkundigt sich, ob ich frei und ob meine Seele schwungfähig sei. Darauf kann ich die gewünschte Auskunft ertheilen. Mein Herz ist momentan nicht nur frei, sondern leer. Nicht

einmal zu den „oberflächlichen Beziehungen", welche Du mir gestatten wolltest, kann ich mich bekennen. Es sind gerade vier Wochen her, daß der Gegenstand meiner letzten Flamme (übrigens eine blaßblaue, gluthlose Flamme, wie sie auf nur schwach mit Rum begossenen Plumpuddings zu züngeln pflegt) mich mit einem Bariton verrathen hat, welche Gelegenheit ich bereitwilligst benützte — den Pudding ganz auszublasen und zu geloben, von Frauen überhaupt nichts mehr wissen zu wollen. Mache Dir also keine falschen Hoffnungen, Fringilla. Was Deine zweite Frage in puncto „Flugkraft" betrifft — das soll wohl heißen, ob meine Gedanken adlermäßig die Sonne der Weisheit umkreisen und meine Gefühle im siebenten und neunundvierzigsten Himmel schweben können, oder mit anderen Worten: ob ich für „etwas Höheres" Sinn habe — so kann ich nur berichten, daß ich weder dichterisch beanlagt, noch weltschmerzlich gesinnt, noch Ewigkeits-Problem grübelnd, noch sonst wie überspannt bin. Dieses Hinaufschwingen zu dem erwähnten „etwas Höheren", welches sich die meisten Leute zu besonders feierlichen Gelegenheiten vorbehalten zu müssen glauben, flößt mir kein Vertrauen ein. Alle Tage und in jeder Lebenslage muß man sein Niveau so hoch als menschenmöglich festhalten; immer gleich, natürlich, einfach; niemals heroisch und halbgöttisch, aber stets »gentlemanlike.« Große Thaten, weltbewegende Gedanken, dämonisch stürmende Leidenschaften: das Alles ist

nicht nöthig; — nur immer ehrlich handeln, vernünftig denken, herzlich empfinden. Siehst Du, Fringilla, „unerhörteste, phantastischeste“ Höhenfinkin; so ein ganz ordinärer Spatz bin ich. Als welcher ich ergebenst zeichne

R. W.“

*

In einem Zimmer des Hôtel de Rome unter den Linden wird obiger, eine halbe Inseratenspalte des Fremdenblattes ausfüllender Brief von dessen Adressatin entziffert. Fringilla braucht zu dieser Arbeit nahezu eine Stunde — aber die Zeit vergeht ihr schnell und anregend dabei. So läßt sich wenigstens aus dem heitern Lächeln schließen, welches ihre Lippen umspielt und aus ihren Augen funkelt. Nachdem sie das Zeitungsblatt weggelegt, nimmt sie von einem Tischchen eine eingerahmte Photographie zur Hand, welche die Züge des — um einige Jahre jüngeren — Grafen Wartenfels zeigt. Während sie sich in diesen Anblick vertieft, wechselt der Ausdruck ihres Gesichtes von der anfänglichen Lustigkeit bis zu beinahe schwermüthigem Ernste. Nein, was immer das „unerhörte“ Verhältniß sei, welches diese Frau mit dem Original dieses Bildes anknüpfen wollte, — ein Scherz ist es nicht. Mit solcher Inbrunst, mit solcher Wehmuth sieht man den Gegenstand einer scherzhaften Laune nicht an ... Jetzt drückt sie sogar, ehe sie dasselbe fortstellt, einen Kuß auf das Bild.

Fringilla ist eine hübsche Frau von sechs- bis achtundzwanzig Jahren, mit schwarzem Haar, blauen

Augen, hoher, etwas üppiger, Gestalt und wunderschönen, zarten Händen. Eine Finkin, die sich sehen lassen kann.

Sie überliest noch einmal die entzifferte Botschaft, und dann macht sie sich sogleich daran, eine Antwort zu schreiben.

„Daß Du frei bist, Spatz mit dem Adlersinn — das beglückt mich. Hätt' ich erfahren, daß Dein ‚Herz in stiller Liebe glüht' — wie's im Liede heißt — ich würde des Liedes Mahnung befolgt und ‚nicht daran gerührt' haben. So aber will ich Dich mir erobern. Du sollst für mich schwärmen. Die von Dir hervorgekehrte Vernunftkälte schreckt mich gar nicht. Eben daß Du nicht chronisch überspannt bist — läßt einen sporadischen Anfall gelinder Verrücktheit desto wahrscheinlicher und mir desto werthvoller erscheinen. Uebrigens gieb Dir keine Mühe, mir zu sagen, was Du bist und nicht bist: ich kenne Dich. Ich kenne auch Deine Geschichte. Du warst verheirathet. Die junge Gräfin Wartenfels, von der Du Dich vor ungefähr acht Jahren scheiden ließest, war nicht auf Deiner geistigen Höhe. Auch Die habe ich gekannt: die echte Spatzin — was die Kleinheit des Hirns anbelangt. Ein geistiger Horizont, bestehend aus fünf ein halb Begriffchen . . . Warum auch hast Du, ein Mann von Welt, ein gereister, studirter, denkender Mann, Dir eine Braut vom Lande geholt, ein Edelfräulein, ein Edelgänschen — das von einem beschränkten Onkel und einer mucker-

ischen Tante auferzogen worden? — und welches nicht nur Dich nicht verstehen konnte, sondern auch noch einen schwarzen Sünder in Dir sah? Du warst wohl in ihren Augen täglich ruchloser, sie in den Deinen täglich trotziger und dümmer — bis diese gegenseitigen Gesinnungen sich zu jener ‚Unverträglichkeit der Charaktere‘ zugespitzt hatten, die zum offiziellen Scheidungsgrund geworden ist. So scheiterte Dein Glück. Seither hast Du verschiedene unverbrüchliche Eide geschworen, von den Frauen überhaupt nichts mehr wissen zu wollen? Nun, als Weiberfeind bist Du gerade nicht bekannt in der Gesellschaft . . . Dich zu erobern — die Absicht, zu der ich mich eingangs dieser Zeilen bekannt habe — ist keine gar so schwere Aufgabe. Wenn man eine hübsche, achtundzwanzigjährige, elegante Frau aus Deiner Welt ist, mit etwas Geist und Lebenslust, so braucht es weiter keiner Riesenanstrengung, um Dich als galanten Anbeter zu erlangen, und um eine beiderseitig vergängliche Beziehung von der Dauer einer Faschings- oder Badekur-Saison in Gang zu bringen. Aber ich habe Großartigeres im Sinn. Nichts Geringeres als Dein und mein Lebensglück. Und das unter so noch nie dagewesenen Umständen, daß alle Romane der Welt dagegen verblassen.

Diesmal fordere ich keine Antwort — die Inseraten-Correspondenz könnte Dir lästig werden. Zwar werde ich in der Zeitung nachsehen — aber, wie gesagt, ich beanspruche vorläufig kein Lebens-

zeichen von Dir — das nächste solche wird abermals von meiner Seite kommen.

Fringilla."

*

Trotzdem brachte die zweitnächste Nummer des Fremdenblattes wieder einen Ziffernbrief.

„Sie haben mich erschreckt, Holde. Ich eile, mich zur Wehr zu setzen. Offenbar haben Sie die Absicht, mich zu heirathen. Wenn Frauen das Wort ‚Lebensglück‘ in den Mund oder in die Feder nehmen, so ist das Standesamt gemeint. Sie kennen meine Verhältnisse, wissen, daß ich gerichtlich geschieden und frei bin, eine neue Ehe einzugehen; sind vermuthlich selber Fräulein oder Wittwe und haben das Großartige im Sinn mein gescheitertes Glück aus dem Wasser herauszuziehen, und in einen neuen Hafen einlaufen zu machen. Sie denken, weil ich durch eine erste Frau, die Sie als dumm zu bezeichnen belieben, zu leiden gehabt habe, daß mir nun eine geistreiche Frau — was Sie offenbar in hohem Grade sind — gebührende Entschädigung leisten könnte, und Sie wollen so gefällig sein, das Gleichgewicht meines Schicksals herzustellen. Der Plan ist liebenswürdig — aber ich habe auch noch ein Wort mitzureden. Und dieses Wort ist ein festes, entschiedenes, lautes ‚Nein‘. Nachdem die Scheidung ausgesprochen war und meine Frau das Haus verlassen hatte, schwor ich mir zu, niemals eine zweite zu nehmen. Mein heiligstes

Ehrenwort gab ich mir darauf, und so oft gute Freunde und besonders gute Freundinnen insinuirten, daß ich mir eine neue Häuslichkeit gründen solle, wiederholte ich laut die Eidesformel: „Bei meinem Anspruch auf Achtung, ich nehme niemals eine zweite Frau."

Diese Verwarnung war ich Ihnen schuldig, Geehrteste, um matrimoniale Ideen im Keime zu ersticken. Wenn Sie dessen ungeachtet fortfahren, mir ein Lebensglück zurechtzuspinnen, dann habe ich ja nichts dagegen. Dann werde ich auch wieder den Muth haben, die räthselhafte Fringilla mit ‚Du' anzureden. Ich erwarte mit Sehnsucht einen nächsten Brief.

Spatz.

P. S In den von Ihnen angeführten Lebensverhältnissen meiner Frau hat sich ein Irrthum eingeschlichen: Dieselbe wurde nicht von Onkel und Tante, sondern von ihren Großeltern auferzogen."

*

Drei Tage lang bleibt Rochus ohne Nachricht. Er fühlt sich wahrhaft enttäuscht — das Abenteuer hatte ihn doch gefesselt. Der Ton seines letzten Briefes hat seine interessante Correspondentin vielleicht verletzt, und nun macht er sich bittere Vorwürfe . . .

Schon denkt er daran, ein neuerliches Inserat aufzusetzen, in welchem er flehentlich um ein Lebenszeichen bäte, als ihm die Post doch wieder ein Briefchen mit den ersehnten Schriftzügen bringt.

„Die heirathsfeindliche Erklärung in Ihrem letzten Manifest, lieber Graf (bleiben wir bei ‚Sie‘; es klingt natürlicher) hat an meinen Plänen gar nichts verändert. Ich werde Sie gewiß nicht von Ihrem Vorsatz, niemals eine zweite Frau zu nehmen, abzubringen trachten. Zu ihrer Beruhigung will ich sogar einen ähnlichen Eid leisten. Ich bin Wittwe — das haben Sie errathen. Mein vor einem Jahre gestorbener Mann war jedoch nicht mein erster, sondern mein zweiter Gatte, und ‚bei meinem Anspruch auf Achtung‘, hier sei es schwarz auf weiß geschworen: „Ich nehme niemals einen Dritten.“

Fringilla.“

*

Von nun an erhält Graf Wartenfels allmorgendlich einen langen — oft bis zu zwanzig Seiten langen — Brief. Abwechselnd voll sprudelnder Laune und warmquellenden Gefühls; bald scherzhaft koquett, bald gemüthvoll ernst, bringen ihm diese Blätter die schmeichelhafte Bürgschaft, daß eine Frau, welche Herz und Geist besitzt, beide mit seiner Person ausfüllt. Dabei fährt sie noch immer fort, seine Neugier durch geheimnißvollen Hinweis auf das „Unerhörte“ des angeknüpften Verhältnisses zu reizen. Aus ihren Mittheilungen geht hervor, daß sie von seinem Thun und Lassen genaue Kenntniß habe. Sie weiß, wenn er Tags zuvor in einem Theater oder in irgend einer Gesellschaft gewesen; manchmal wiederholt sie sogar

Worte, die er zu dritten Personen gesprochen; es scheint demnach, daß sie in derselben Welt sich bewegt, wie er. Das bewirkt, daß er hinter jeder Dame, der er begegnet, Fringilla vermuthet. Und doch wird bei Jeder diese Idee bald zurückgewiesen, da Keine ihm genug Geistesglanz entfaltet, Keine solche Gefühlstöne anzuschlagen weiß, wie Fringilla's Zauberfeder. Die Vorstellung dazu, daß seine Correspondentin schön und jung und feurig sei — kurz: das Resultat der nunmehr drei Wochen andauernden Briefbescheerung ist ein Zustand acuten Verliebtseins.

Zu wiederholten Malen hat Rochus diesen Gefühlen in den Inseratenspalten des Fremdenblattes Ausdruck gegeben und um endliche persönliche Annäherung gefleht — aber bisher noch immer vergebens. „Sie halten mir nicht Wort, Fringilla" klagte er in Ziffern; „statt des ‚unerhörten' Glückes bereiten Sie mir nur Qual. Oder glauben Sie, höchstgespannte Neugier und lodernste Liebessehnsucht sei nicht Qual?" Darauf sie: „Wirklich, Sie lieben mich? Theurer, Herrlicher — das ist mir eine beseligende Eröffnung. Schöneres giebt es ja doch nicht auf dieser Welt als gegenseitige Herzenshingabe ... Und was mich doppelt stolz macht, ist das Bewußtsein, daß nicht mein Bischen äußerliche Schönheit es ist, die Sie entflammt hat, sondern mein Ihnen bloßgelegtes Denken und Fühlen ... Welche Bürgschaft für die Erreichung meines Zieles — unser Lebensglück."

*

Endlich am Schluß der vierten Woche erhält Wartenfels ein Schreiben des kurzen aber berauschenden Inhalts:

„Heute Abend zwischen 11 und 12 auf der Maskenredoute in den Harmoniesälen. Rosa Domino mit weißer Achselschleife."

Wartenfels ist ein Mann von sieben und dreißig Jahren und von Natur ein ernster Mann; zudem haben ihn manche traurigen Erfahrungen — und darunter nicht zum Geringsten der Zusammensturz seiner Ehe — noch ernster gemacht; aber nach Empfang dieses Briefchens ist ihm zu Muthe, wie dem lebensfrohesten Jüngling von achtzehn Jahren. Etwas intensiver Interessantes kann die ganze Welt — vom Scheitel des Sirius bis zum Schweifende des hyperbolischesten Kometen — nicht zu bieten haben, als dieses Maskenstelldichein.

*

Schlag elf Uhr betritt Rochus die Harmoniesäle. Eine unsäglich angenehme Beklemmung erfaßt ihn schon im Vorraum, wo die Mäntel abgelegt werden, und wo aus den pelzgefütterten Umhüllungen verschiedenfarbige, darunter auch zwei rosa — Dominos sich herausschälen. Aber ohne weiße Achselschleife ... So früh hat er sie nicht erwartet — sie wird ihn wohl mindestens ein halbes Stündchen schmachten lassen. Das Schmachtenlassen, das Hangen- und Bangen-Machen scheint ja überhaupt ihre Methode zu sein.

Seiner genußreichen Spannung war jedoch eine

mißtrauische Regung beigemengt — nämlich die Furcht, daß ihm die persönliche Nähe der brieflich Geliebten eine Enttäuschung bringen könne, wenn nicht gänzliches Zerflattern seiner Träume ... Der Fall wäre ja möglich, daß irgend eine alte Dame seiner Bekanntschaft — ja sogar ein Mann — auf ihn zukäme und lachend sagte: „Reingefallen — Verehrtester: die Briefe habe ich verfaßt, und Fringilla ist eine Figur meiner schriftstellerischen Schöpferkraft." Dann könnte er dieses Individuum nicht einmal packen und an der nächsten Säule zerschellen, sondern müßte noch verbindlich grinsend zugeben, daß der Scherz vortrefflich gelungen sei.

Aber nicht nur Fringilla's Nichtexistenz würde ihn unglücklich machen — auch das geringste Unharmonische in ihrem Wesen wäre ihm eine Bitterniß: ungraziöse Gestalt, rauhes Organ, häßliche Zähne oder sonst ein Fehler könnten ihn aus seinem Himmel stürzen. Es kommt häufig vor, daß man trotz solcher Fehler in ein Wesen allmälich sich verliebt und dann ganz über dieselben wegsieht; aber wenn Einem der theuer gewordene Gegenstand nicht von der Wirklichkeit, sondern von der eigenen Phantasie vorgestellt worden ist, so hat man sich denselben so vollkommen zurechtgedacht, daß jede kleine Unvollkommenheit das ganze Bild und damit auch die diesem Bilde geweihte Liebe zerstört.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, durchstreift Rochus die Festräume, rechts und links nach rosa Dominos spähend. Einigemale wird er von Masken angesprochen; aber Alles, was nicht Fringilla ist,

scheint ihm so schal, so unwirklich, daß er Niemand Gehör schenkt. „Verzeih", antwortet er den ihn Ansprechenden, „ich suche Jemand — und Du bist nicht auf der Welt für mich . . ."

*

Schon dreiviertel auf Zwölf . . . . es ist zum Rasendwerden! Sie ist wohl verhindert worden . . . Oder hätte sie absichtlich die Grausamkeit geübt, ihn vergebens warten zu lassen? . . . «Aspettare e non venire, è una cosa da morire«, tönt ihm das italienische Sprichwort in den Sinn. Da plötzlich schiebt sich ein Arm unter den seinen, und ein rosa Domino mit weißer Achselschleife lehnt an seiner Seite.

Er unterdrückt einen Freudenschrei und erfaßt die auf seinem Aermel liegende weißbehandschuhte Hand. Der erste Blick auf ihre Gestalt bringt ihm keine der gefürchteten Enttäuschungen. Groß, etwas voll — aber nicht zu voll — in Haltung und in jeder Einzelheit der Toilette — vom Kopf bis zur feinen Spitze des rosa Atlasschuhs — von tadelloser Vornehmheit. Den Spitzen ihres Capuchons entschwebt derselbe unbestimmte veilchen- und sandelholz-gemischte Duft, der ihren Briefen eigen ist. Stumm blickt sie zu ihm auf. Ihre aus den Larvenöffnungen lebhaft hervorblitzenden Augen schauen tief in die seinen. Gewiß betrachtet sie ihn mit Wohlgefallen, denn edlere und sympathischere Züge, wie die seinen, weist keine zweite männliche Erscheinung im ganzen Saale auf.

Er spricht zuerst:

„Ich danke Dir, Fringilla, daß Du gekommen bist. Es durchfluthet mich in diesem Augenblick eine Seligkeit, wie .... Ich finde keine Worte. Laß mich Deine Stimme hören ..."

„Ich ... ich ..." stammelte sie leise, „kann auch ... nicht sprechen. Warten wir, bis mein Herz etwas ruhiger schlägt ..."

Er lenkt sie schweigend weiter. Sie gehen die paar Stufen hinan, welche auf die den Saal einseitig begrenzende Galerie führen. Hier lassen sie sich in einer Nische nieder. Fringilla legt den Arm auf die rothsammtene Brüstung, lehnt den Rücken an den hinter ihrem Sessel befindlichen Pfeiler und sitzt nun so da, wie man in einer Loge sitzt. In der aufgestützten Hand hält sie den Fächer, während sie mit der andern dessen Stäbe langsam auf- und zuklappt. Rochus hat die mit weißem Spitzenschaum umrandeten rosa Atlaswogen ihrer Schleppe bei Seite geschoben, um seinen Sessel knapp neben den ihren zu stellen. Unten im Saale sehen sie die bunt wogende Maskenmenge, und oben gehen zahlreiche Leute laut sprechend an ihnen vorüber; sie fühlen sich aber von aller Welt abgeschlossen, als wären sie Zwei allein dahier.

„Und was nun, Fringilla?"

„Was nun?"

„Wirst Du mir enthüllen, wer Du bist? Wirst Du mir die Lösung all der Räthsel geben, mit welchen Du mich durch vier Wochen so süß gemartert hast?"

„Nicht plötzlich, Graf Wartenfels — nur ganz allmälig.“ Ihre Stimme ist noch immer leise, einigermaßen verstellt. „Wenn ich meinem Geheimniß mit einem Ruck den Schleier entrisse, so könnte dies das ganze Gebilde vernichten. Das muß — wenn überhaupt — auf sehr schonende Weise geschehen.“

„Wenn überhaupt? Du wirst doch nicht ewig unergründlich bleiben wollen — wie stünde es da mit der Einlösung des Versprechens, mein und Dein Glück gründen zu wollen?“

„Sind Sie denn auch so recht beglückungsfähig? Sie haben geschworen, niemals einen Herd — — Aber reden wir nicht davon, sonst glauben Sie noch, ich wolle Ihnen einen Heirathsantrag machen — und in dieser Richtung kennen Sie ja auch meinen felsenfesten Vorsatz: zwei Männer hab' ich gehabt; niemals einen Dritten!“

„Zwei Männer! Sprich mir nicht davon. Diese fatale Zweizahl ist das Einzige, was mir an Dir mißfällt. Wir sind so gewohnt, bei den Frauen, die wir lieben, der Erstbegünstigte sein zu wollen — wenn anders wir nicht von vornherein darauf gefaßt sind, der Zwanzigste oder Fünfzigste zu sein . . . Aber eine anständige Frau, welche zwei angetraute Gatten begraben hat . . . verzeih' mir — die Vorstellung wirkt etwas abkühlend . . . . Lassen wir das Factum lieber unerwähnt.“

„Vielleicht wird mein Fall etwas gemildert, wenn ich berichte, daß mein zweiter Gatte ein alter Mann war, der in väterlichem Verhältniß zu mir

stand . . . Wirklich in jeder Beziehung ein Vater — denn er hat mich erst erzogen — er hat das aus mir gemacht, was ich heute bin, was meine Briefe spiegeln: eine Frau mit etwas gesundem Menschenverstand."

*

Zwei Stunden sind — wie zwei Minuten — in lebhafter Rede und Gegenrede verflogen. Jetzt sitzt das Paar an einem der im Hintergrund der Galerie aufgestellten Tische, und die Unterhaltung wird bei einem mit Rhein- und Champagnerwein benetzten kleinen Souper fortgesetzt.

Fringilla hat sich noch immer nicht demaskirt. Sie führt Speise und Trank unter den Spitzen der Larve an ihre Lippen; nur das Capuchon hat sie fallen lassen, und ihr reiches schwarzes Haar, das, vom Nacken hochaufgekämmt, auf dem Scheitel mit einem Diamantreif befestigt ist, ihr schlanker Hals und die kleinen rosa Ohrmuscheln sind frei. Auch den Handschuh hat sie abgestreift, und Wartenfels Auge heftet sich mit Entzücken auf das zarte, weiße, spitzfingerige und grübchengeschmückte Händchen. Mehr noch als Gesichter, weisen Hände aristokratische und plebejische Physiognomieen auf. Diese Hand ist einfach königlich: so recht geeignet, in ihren langgeschwungenen Linien auf einem rothen Sammetpolster zu ruhen, des knieend dargebrachten Huldigungskusses gewärtig . . .

Rochus hebt seine Sectschale:

„Auf unser Glück, Fringilla!"

Sie thut Bescheid.

„Doch jetzt heißt es, ein ernstes Wort reden, Frau Sphinx . . ."

„Die ernsten Worte lassen sich ja gar nicht mehr zählen, die wir schon — seit vier Wochen brieflich und seit zwei Stunden mündlich — ausgetauscht haben."

„Leider! Je ernster und weiser die langen Sätze sind, welche wir uns zuschreiben und vorsagen, desto mehr ist's Narrenposse. — Zwei Menschen wie wir — jung, frei, die einander lieben — was auf Erden kann Denen wohl Vernünftiges über die vier Lippen kommen, wenn sie so thöricht sind, zwischen diesen einen leeren Raum zu lassen?"

Fringilla's Brust hebt sich in einem gezitterten Seufzer. Sie nippt an ihrem Glase und antwortet nicht. Er aber fährt mit steigender Leidenschaftlichkeit fort:

„Komm', Geliebte! Jetzt oder nie hat die Stunde geschlagen, da Du Wort halten und mir das „unerhörteste" Glück gewähren kannst . . . Hörst Du diese lustberauschte Galoppmusik? Ist's nicht, als würde dort im Orchester Champagner gespielt, und als tränken wir Tanzweisen aus diesen Gläsern? Und jubelt dazu nicht ein melodisches Feuer durch unsere Adern — strömen unsere klopfenden Herzen nicht in einem liebestrunkenen Galopp dahin? . ."

Fringilla steht auf:

„Gehen wir," sagt sie.

„Wohin? — Zu Dir — zu mir? . . ."

Sie schüttelt den Kopf:

„Gehen wir nur. — Ich will fort von hier — augenblicklich.“

Wartenfels winkt den Kellner herbei und zahlt die Zeche. Dann nimmt er Fringilla's Arm unter den seinen und führt sie schweigend dem Ausgang zu. Ein seliges Erwartungsbangen benimmt ihm die Sprache — schier den Athem.

In der Garderobe herrscht ein arges Drängen und Pressen.

„Hier ist die Nummer meines Mantels“, sagt Fringilla, ihrem Begleiter ein Kärtchen übergebend. „Ich warte indessen hier — unter diesem Kandelaber.“

Er entfernt sich, um die Mäntel zu holen. Es dauert fünf Minuten, bis er sich zu den Bediensteten drängen kann, und noch weitere fünf Minuten, bis er das Gewünschte erhält. Und als er nun an den bezeichneten Platz zurückkommt, ist Fringilla — fort.

*

Tags darauf erwacht Wartenfels mit heftigem Kopfschmerz und in grimmigster Laune.

Bis zum Auslöschen der letzten Lampe war er in den Harmoniesälen geblieben, zuerst nach allen Seiten die Verschwundene suchend, dann stumpfsinnig in jener Nische sitzend, wo er so glückliche Stunden mit der Falschen zugebracht — mit der Schnöden, Abscheulichen. Grausamen — er fand nicht genug Ausdrücke, sie zu schmähen, die ihn so verrätherisch genarrt hatte. Und wo sie nunmehr

finden? Er hatte keinen Anhaltspunkt — keinen! Wie, wenn sie auf immer verloren war? Er hätte schreien mögen vor bitterer Enttäuschung — vor wilder Liebessehnsucht. Endlich mußte er doch nach Hause gehen. Hier brachte ihm die Müdigkeit ein paar Stunden unruhigen Schlafes.

Und dieser elende Seelenkatzenjammer beim Erwachen! Eine Hoffnung hält ihn aufrecht: daß er an diesem Tage von Fringilla einen Brief erhalten werde. Er täuscht sich nicht. Im Laufe des Nachmittags kommt das ersehnte Schreiben an. Mit fieberhafter Spannung zerreißt er den Umschlag. Fringilla schreibt:

„Ich brauche Ihnen die Motive meiner Flucht doch nicht erst auseinanderzusetzen, wie? Gewiß haben Sie genug darüber nachgedacht seither, um in der Sache klar zu sehen und sich zu sagen: Die Finkin hatte Furcht . . . War das aber auch ein dräuendes Adlerungethüm, welches Militärmusik mit Champagnerwein verwechselte und zwei brennende Herzen nebst vier angeheiterten Lippen in »alla breve« — »appassionato- furioso« Tempo Galopp tanzen sah!

Da blieb mir nichts Anderes übrig, als auf und davon — über Stock und Stein — mit Verrath an meinem Ritter und Verzicht auf meinen Mantel. Ich habe mich einer schönen Erkältung ausgesetzt in meinem leichten Domino hinaus in die schneestürmende Nacht . . . es dauerte lange zehn Minuten bis ich eine Droschke fand. Dabei war mir leid, in tiefstem Grunde des Herzens leid, wenn ich Sie

mir dachte, nach mir suchend, spähend, rufend — alles vergebens —; über meine Desertion erzürnt, geängstigt, gekränkt . . . O Lieber, Lieber, wie weh thut es doch, weh zu thun! Aber ich konnte, durfte nicht anders handeln. Wie, ich verspreche uns beiden ein hohes, excentrisches Glück und sollte den ganzen Traum in ein banales Carnevalsabenteuer versinken lassen? Um zwei Uhr Nachts, nach einem Maskenballsouper, miteinander nach Hause fahren: kann es etwas weniger „Unerhörtes" geben? Pour qui me prenez-vous?

Wir sehen uns wieder. Aber das nächstemal ohne Begleitung von Tanzmusik und knallenden Champagnerpfropfen. Wann und wie wir uns treffen, das kann ich heute nicht bestimmen. Um so weniger, als ich mir wirklich einen Schnupfen geholt habe, der mich zu einer Art Jammerwesen macht, welches krächzt und pustet wie eine beleidigte Krähe, — und der mich vielleicht wochenlang ans Zimmer fesselt. Meine einzige Zerstreuung wird es sein: Ihnen schreiben und — lesen. Haben Sie die Güte, mir im Fremdenblatte eine Liste Ihrer Lieblingsbücher namhaft zu machen; ich werde dieselben anschaffen — und mir auf diese Weise auch eine Gattung Zwiegespräch mit Ihnen veranstalten.

Fringilla.

P. S. Ich liebe Dich."

* * *

Sechs Wochen sind vergangen; — es ist Ende April. Das Frühlingswetter ist von junimäßiger

Wärme, Alles grünt und sproßt und sehnt sich dem Sommer entgegen. Der „Gipfel aber aller Sehnsucht, das ist — wenigstens hat er dies mit Ziffernschrift schon des Oeftern im Fremdenblatte kundgegeben — das ist Rochus Wartenfels' Herzenszustand.

Denn noch immer ist ihm keine Zusammenkunft gewährt worden; noch immer hat er keine Ahnung, wer Fringilla sei. Die eine Beruhigung hat ihm der Maskenball gebracht, daß seine Correspondentin wirklich — und zwar als ein reizendes junges Weib existirt. Freilich ist das ein Umstand, der seine Leidenschaft zu kaum erträglicher Gluth steigert. So hat er seit seiner ersten Jugendliebe nicht wieder geschwärmt. Ja, seine erste Liebe — die so traurig geendet — zu dem Mädchen, das er heimgeführt, und das sich mit ihm nicht zu vertragen vermocht — die war auch eine tiefe und heftige gewesen. Seit seiner Scheidung hat er wohl manches Glück bei Frauen zu verzeichnen gehabt und selber manche verliebte Laune empfunden; aber so wie seine erste und diese seine letzte — ja gewiß die letzte: eine zweite Fringilla hat die Welt nicht — hat ihn keine andere gepackt . . .

Seit dem Maskenfeste ist der Briefwechsel und der geistige Verkehr noch reger geführt worden als zuvor. Mit der gewünschten Namhaftmachung der von Rochus bevorzugten Bücher war ein neues Mittel zu gegenseitiger Verständigung gefunden worden. Durch die Lectüre eines empfohlenen Werkes gewann Fringilla Einsicht in Wartenfels Geistesrichtung, und durch ihre Commentare hierzu

wurden ihm ihre Ansichten und Neigungen immer klarer. Es stellte sich hierbei der schönste Einklang in ihrer beiderseitigen Weltauffassung und ihrem ästhetischen Geschmacke heraus; sie begeisterten sich für dieselben Dichter und stimmten ihnen dankbar zu. Fringilla hatte sich in der That in jener Ballnacht eine schwere Grippe geholt, und so hatte sie im Laufe dieser sechs Wochen Muße gehabt, einen großen Theil der von Rochus aufgestellten Bücherliste zu erledigen. Obenan Vischer's „Auch Einer". („Wenn Sie wirklich Schnupfen haben", hatte Rochus dazu bemerkt, „ein Buch, das Sie lesen müssen — die tiefste Philosophie des Schnupfens, die es gibt.") Ferner Hamerling: „Aspasia"; Graf Schack: „Memoiren"; F. Nietzsche: „Genealogie der Moral"; Carus Sterne: „Alte und neue Weltanschauung" und noch zahlreiche andere Werke deutscher, französischer und englischer Autoren. Aber so anregend solch literarischer Ideenaustausch auch sein mochte, Rochus hätte alle Briefe der Welt und alle Buchbesprechungen obendrein für ein Stündchen persönlichen Zusammenseins mit der Heißgeliebten gern hingegeben, und die Annoncenspalten des Fremdenblattes brachten chiffrirte Sehnsuchtsschreie und flehende Erbarmungsbitten in steigender Inbrunst. Die antwortenden Briefe mahnten zur Geduld. Er bot der Unbekannten nun sogar Herz und Hand an — jener Eid, von dem er anfänglich berichtet, sei nicht ernst zu nehmen. „Desto unverbrüchlicher ist", erwiderte sie, „was ich geschworen: niemals einen Dritten!"

*

In ihrem letzten Brief hatte Fringilla gebeten, Rochus möge ihr Einiges über seine erste Ehe mittheilen. Darauf schrieb er folgende Erzählung nieder, welche das Fremdenblatt diesmal nicht in der Annoncenspalte, sondern unter dem Strich veröffentlichte.

Geschichte einer Scheidung.

Wenn eine der geschiedenen Parteien eine solche Geschichte erzählt, so wird sich daraus jedenfalls klar — aber nicht im mindesten glaubwürdig — ergeben, daß alles Unrecht auf der andern Seite liegt. Unverträglich ist immer nur der Nichtsprechende gewesen. „Ich bin zwar etwas heftig und aufbrausend", wird man allenfalls zugestehen, „und lieb' es nicht, wenn mir widersprochen wird; dabei bin ich doch der gutmüthigste, nachsichtigste Charakter — und wenn man mich nur zu nehmen weiß . . . Aber mit meiner Ehehälfte ließ sich's wirklich nicht auskommen: der Eigensinn — um nicht zu sagen: Bockbeinigkeit! diese Launen — dieses rechthaberische, despotische Wesen — jeder Engel hätte die Geduld verlieren müssen . . ."

Die gegenwärtige Erzählung wird übrigens von dieser Schablone abweichen. Ich nehme einen großen, großen Theil der Schuld auf mich. Mein erstes Unrecht war, mich in ein hübsches Gesichtchen zu verlieben und es zu heirathen, ohne nur eine Ahnung zu haben, weß' Geistes Kind die Besitzerin des Gesichtchens sei. Und eigentlich hätt' ich's ahnen können, denn wie soll ein blutjunges

Ding, das von ein paar beschränkten, muckerischen alten Leuten auferzogen worden, zu irgend einer geistigen Entfaltung gelangt sein? Mein zweites Unrecht war — aber erzählen wir, schön nach den Regeln der Kunst, Eins nach dem Andern, jedoch gedrängt — auf Stylschönheiten und fließende Sprache verzichtend; denn um in den Raum eines Feuilletons die lange Reihe von Gefühlen und Begebenheiten einzuzwängen, die vorangehen müssen, ehe zwei für immer verbundene Menschen bei Lebzeiten auseinandergerissen werden — da muß man tüchtig knapp sein.

Also zur Einleitung:

In Karlsbad beim Brunnen und auf den Promenaden sieben Tage hintereinander gesehen; am achten Tag bei Großpapa und Mama um Hand angehalten. Vier Wochen Brautzeit, benützt zur Herrichtung des Wohnsitzes im „Schlosse meiner Ahnen." Hochzeit auf dem Landsitz der Großeltern. Reise in das Heim — Besitzhimmel — Braut und junge Frau noch immer nicht viel mehr gesprochen, als: „Ja! — Oh! — Aber! — Nein! — Bitte!"

Nach einem Monat Ankunft der Großmutter auf permanenten Besuch.

Alles, was je über Schwiegermütter gewitzelt und geklagt worden, verhält sich zu meinen Großschwiegermutter-Erfahrungen wie ein kleiner Ameisenbär zum „großen Bären" am Firmament. Sticheleien und Bissigkeiten, eisige Kälte, Duldermiene, verächtliches Achselzucken, hinterrücks betriebene Hetzen: das waren nur die ersten Plänkeleien. Bald kam es zu Entscheidungsschlachten.

„Hören Sie, Wartenfels (die Großmama hat niemals „Du" zu mir sagen wollen), bis hierher und nicht weiter! Ich habe Ihnen das Lebensschicksal meiner Alberta in die Hände gelegt . . . Sie können Sie unglücklich machen — aber wie gesagt: bis hierher und nicht weiter: ihr Seelenheil dürfen Sie nicht antasten."

„Ich verstehe Sie nicht, Mamigrossinka" (den blöden Schmeichelnamen, mit welchem meine Frau die Entsetzliche anredete, hatte ich auch in Gebrauch nehmen müssen).

„Sie wollen mich nicht verstehen. Sie spielen den Unschuldigen. Aber ich kenne meine Pflicht."

„Ihre Pflicht wäre — erlauben Sie mir, achtungsvoll zu bemerken — sich in unsere ehelichen Angelegenheiten nicht zu mengen. Sie wissen: so etwas bringt immer Unfrieden."

„Betrügen Sie das arme Kind — und ich werde nichts sagen. Schlagen Sie das arme Kind, und ich werde schweigen. Gefährden Sie aber des Kindes Seele, so werde ich mich erheben und sprechen."

„Dann will ich's eine Zeitlang mit der Untreue und den thätlichen Mißhandlungen versuchen, denn Ihr Schweigen wäre mir nicht unangenehm, Mamigrossinka."

„Ja, höhnen Sie und spotten Sie nur, Ruchloser — ich lasse an des Kindes frommem Sinn nicht rütteln . . ."

„Hab' ich gerüttelt?"

„Lieber schleif' ich die Unglückliche bei den

Haaren zum Hauptthor hinaus — in den Fluß hinein . . ."

„Das sind energische Maßregeln."

„Als daß ich nur mit Einem Hauch des Bösen ihren Sinn trüben ließe."

Hier unterbreche ich den Bericht über das Zwiegespräch; denn an dieser Stelle, glaube ich, habe ich aufgehört, die Courtoisie zu zeigen, welche mich sonst im Umgang mit ehrwürdigen Damen auszeichnet. Ich erinnere mich dunkel, grob geworden zu sein und mir entschieden jede fernere Einmengung verbeten zu haben.

Damals glaubte ich noch, mein Weib gehöre mir, und daß kein Mensch auf Erden das Recht habe, sich zwischen uns Beide zu drängen und mir im geistigen Umgange mit der eigenen Lebensgenossin ein „Bis hierher und nicht weiter" zuzurufen. Da hatte ich aber die Rechnung ohne Mamigrossinka, ohne den geistlichen Berather, der meine Frau konfirmirt hatte und ein ständiger Gast unseres Hauses war — und schließlich auch ohne Alberta gemacht, die, so warm ihr Herzchen auch für mich sprach, in ihrem Geiste doch nur ein Scheusal in mir sah.

Zuvörderst machte ich von meinem Hausrecht Gebrauch; das heißt kurz ausgedrückt: Mamigrossinka hinaus — geistlicher Berather hinaus! Jetzt: à nous deux!

Aber da begannen andere Scenen. Acht Tage lang sprach Alberta kein Wort mit mir. Am neunten Tage machsie Bekehrte ungsversuche, über-

reichte mir Tractätchen und brachte salbungsvolle — offenbar vom Berather eingeflüsterte — Predigten vor. Daraufhin eröffnete ich ein Schweigen, welches zwei Wochen anhielt. Natürlich blieb die Revanche nicht aus, und ihre nächstfolgende stumme Epoche schloß meine Frau erst nach vier Wochen. Dazwischen auch wieder süße Versöhnungen, wenn lauter als die Controversen der Geister, das Unisono der jungen klopfenden Herzen erscholl .... Aber was half's — der Zwiespalt war zu tief.

Eines Tages ging Alberta zu ihren Großeltern zurück und blieb drei Monate dort. Ich holte sie nicht — obwohl meine Sehnsucht groß war. Sie kam selber wieder — ich glaube, sie hatte mich doch auch lieb ... Es begannen neue Flitterwochen.

Aber das war nur ein künstliches Scheinglück — ephemer, wie alles Flitterhafte, denn bald stellten sich die Reibereien auf's Neue ein. Hier habe ich mich ungeschickt benommen — das sehe ich nachträglich ein. Statt auf meines Frauchens Ansichten und Einsicht indirekt einzuwirken, indem ich sie langsam mit meinen eigenen Kenntnissen und Erfahrungen vertraut gemacht hätte, wollte ich ihr meine Meinungen auf befehlshaberischem Wege beibringen; statt allmälig den Horizont ihrer Gedanken zu erweitern, begnügte ich mich damit, die Enge ihres Gesichtskreises zu verhöhnen und von ihr gebieterisch zu fordern, daß sie sich blindlings meiner Einsicht füge. Und sie begann dann natürlich wieder — von ihrem Standpunkt

aus — mich für frevelhaft zu halten, und versuchte auf pathetische Weise, mir meine Schlechtigkeit vorzuwerfen und mich durch Bitten und Flehen, durch Knierutschen und Händeringen, durch angedrohte Höllenstrafen und ähnliche Mittel, die mir das Leben unerträglich machten, auf den Weg des Heils zu bringen. „Du bist eine dumme Gans“, war die Gipfelung meiner Ansichten; „Du bist ein verlorener Sünder“, war das Resumé der ihren. Das war nicht gemüthlich.

Nun wurde uns ein Kind geboren. Das gab aus einige Zeit des Friedens. Desto heftiger aber der Ausbruch der Feindseligkeiten, als über die künftige Erziehung unseres Sprossen hin und her geredet wurde. Ich wollte ihn natürlich nach meinem System auferzogen wissen; Alberta — nach dem System der Mamigrossinka, welch’ Letztere anläßlich dieser Geburt als versöhnte Urgroßschwiegermutter — oder richtiger: als Groß-Urschwiegermutter — wieder bei uns eingezogen war.

Einen neuen Frieden brachte uns gemeinsame Trauer: unser Söhnchen starb. Als aber der Schmerz verflogen war, brachen die Zwistigkeiten wieder aus.

„Laßt Euch scheiden!“ Die weisen Worte kamen zuerst von den großmütterlichen Lippen, und sie fielen bei uns Beiden auf fruchtbaren Boden. Von nun an, wenn wir uns stritten, kam es zum Schluß einfach zu der Drohung: „Ich laß’ mich scheiden.“ Mir war die Idee um so willkommener, als ich in derselben den einzigen sichern

Ausweg sah, auch von Mamigrossinka geschieden zu werden, deren Anwesenheit mir unerträglich an den Nerven sägte, die aber so versöhnlich mir in's Gesicht — hinterrücks nämlich feindete sie mich unabläßig an, das fühlte ich — so versöhnlich und zuckersüß geworden war, daß mir jeder Vorwand fehlte, sie abermals hinauszuwerfen.

Ich hatte einen Rechtsgelehrten zum guten Freund. Diesem übergaben wir unsere Sache: er sollte die Scheidung bewerkstelligen — und es gelang. Oh, der häßliche, unerquickliche Proceß! Ihr muß derselbe wohl auch peinlich gewesen sein, denn so oft wir im Laufe der Verhandlungen zusammentrafen, sah ich sie verweint ... Einmal öffnete ich ihr die Arme ... Doch Mamigrossinka stand daneben, und — eine Sekunde hatte mein Weib geschwankt, dann aber sich abgewendet ... Acht Tage darauf war das Urtheil gefällt.

Das ist die Geschichte meiner Scheidung. Alberta übersiedelte mit ihren Großeltern in die Schweiz, und ich habe seither nichts mehr von ihnen Allen gehört, da ich es stets vermied, mich zu erkundigen In dieser gewaltsamen Trennung bei Lebzeiten eines für immer geschlossenen Bundes liegt etwas Bittereres als in der Trennung des Todes. Es ist auch wie eine Art Sterben, aber wie ein widernatürliches Sterben ...

*

Kurze Zeit nach Erscheinen obigen Feuilletons erhielt Rochus folgende Zeilen:

„Die Schnupfen-, Probe- und Wartezeit geht zu Ende. Ich wünsche, mit Ihnen zusammenzutreffen und das „Unerhörte“ beginnen zu lassen. Aber nicht in Berlin: ich erwarte Sie übermorgen Mittwoch in Dresden, Grand-Union-Hôtel. Fahren Sie jedoch nicht früher, als mit dem Früh-Courierzug am Mittwoch, da Sie morgen Abends noch Nachricht bekommen.“

Am folgenden Abend spät trifft die versprochene Nachricht in Form eines aus Dresden expedirten Telegrammes ein:

„All right. Laut Verabredung. Fragen Sie nach Fringilla.“

Rochus verbringt eine selig ruhelose Nacht. Um halb acht Uhr früh, eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges — um ja nicht zu spät zu kommen — langt er am Bahnhof an. Daß er sich einmal noch so jung fühlen könnte, wie ihm an diesem sonnigen Aprilmorgen zu Muthe ist, das hätte der erfahrene Weltmann gar nicht für möglich gehalten. Seit seinen studentischen Ferienausflügen und seit seiner Hochzeitsfahrt hat er keine ähnlich glücklichen Reiseempfindungen gekostet; erst heute wieder ist er so ganz von dem gewissen Bewußtsein erfüllt, welches man mit dem Satze auszudrücken pflegt: „Ich tausche mit keinem König!“ Alles um ihn her lächelt, jubelt und duftet nach Frühling: die klare Sonne, die etwas frische Luft, die in den junggrünen Sträuchern zwitschernden Vögel, das Veilchensträußchen, das er einer Blumenverkäuferin abgenommen und in das Knopfloch

seines Ueberziehers gesteckt . . . nach Veilchen dufteten ja auch Fringilla's Briefe. Aber nicht nur Vogelsang und Blumenathem machen ihn so lebensfroh, auch der Kohlengeruch, das Gewimmel der Reisenden und Gepäckträger, der Anblick der Hallen, des Wartesaales und des Perrons, das Klirren des Telegraphen-Glöckleins, das Rollen der Waggons auf den Schienen — eins nach dem andern füllt ihn mit der eigenen Reisewonne, die nur Jene kennen, welche einem schönen Freudenziel entgegenfahren.

Er hat sich in einem leeren Waggon erster Classe niedergelassen und hofft, daß er allein bleiben werde. Nach dem zweiten Läuten jedoch steigt eine Dame, welche früher einigemale die Wagenreihe abgegangen, in sein Coupé. Sie setzt sich in die andere Ecke. Rochus wirft einen flüchtigen Blick hinüber. Seine Weggefährtin trägt ein englisches Reisekleid aus grauem Wollstoff, und ein dichter grauer Gazeschleier verdeckt ihre Züge. Unter anderen Umständen hätte es Rochus interessirt, eine Dame, welche jung und elegant schien, und mit der ihm der Zufall eine tête-à-tête-Fahrt beschieden, etwas näher zu betrachten — aber jetzt, da seine Gedanken so ganz und gar von Fringilla eingenommen sind, ist es ihm durchaus gleichgiltig, ob hier die Frau Venus oder eine Mamigrossinka eingestiegen sei.

*

Der Zug fährt seit einer halben Stunde.

Die noch immer verschleierte Dame hat mehrere Versuche gemacht, die Aufmerksamkeit ihres Mitreisenden auf sich zu ziehen; zum Beispiel an dem kleinen blauen Fenstervorhang genestelt, als ob sie denselben herablassen wollte und nicht könnte, wobei ihr Rochus natürlich zu Hilfe kam; dann die Hand nach dem Zeitungsblatt ausgestreckt, das er neben sich liegen hatte, und das er ihr dann natürlich galant überreichte; hernach auf ihre Uhr gesehen, kopfgeschüttelt, dieselbe an ihr Ohr gehalten, wieder kopfgeschüttelt — worauf er natürlich wieder auf seine Uhr schaute und ihr die Stunde sagte. Aber trotz all' dieser kleinen Avancen hat er keine Unterhaltung angeknüpft. Es ist ihm viel lieber, ungestört seinen Gedanken nachzuhängen und sich die bevorstehende schöne Wiedersehensstunde auszumalen.

Jetzt, nachdem sie ihn eine zeitlang starr betrachtet, sagt die Graue plötzlich:

„Entschuldigen Sie, mein Herr ... es frappirt mich eine merkwürdige Aehnlichkeit ... Sind Sie nicht Graf — es wäre doch ein zu sonderbarer Zufall ... oder — sind Sie vielleicht ein Verwandter des Grafen Rochus Wartenfels?"

„Der bin ich selber, meine Gnädige."

Die Dame stößt einen leisen Schrei aus.

„Also doch — doch! — Was es doch im Leben für merkwürdige Zufälle giebt!"

Rochus blickt erstaunt auf.

„Inwiefern beruht meine Identität auf Zufall

wenn ich fragen darf? Habe ich vielleicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein?"

„Ja, Graf Wartenfels", antwortete die Dame, indem sie langsam ihren Schleier entfernt. „Und Sie kennen wohl auch mich. — Oder hätte ich mich so stark verändert?"

Rochus blickt einen Augenblick — als sehe er ein Gespenst — sein Gegenüber mit starrer Bestürzung an, dann kommt es tonlos über seine Lippen:

„Alberta — Alberta!"

Ja, es sind dieselben Augen, dieselben Züge. Und doch — wären ihre Worte nicht vorausgegangen — er hätte sie kaum erkannt, so sehr hat sie sich verändert. Zu ihrem Vortheil verändert. Damals, als sie ihn verlassen, war sie wohl sehr hübsch — aber von übertriebener Magerkeit; jetzt ist sie zu üppiger Fülle aufgeblüht und wahrhaft blendend schön. Auch der Gesichtsausdruck ist ein ganz anderer geworden: durchgeistigter, edler, heiterer!

Alberta reicht ihrem ehemaligen Gatten die Hand hin:

„Sehen Sie mich nicht so tragisch an, Graf Wartenfels. Die Begegnung ist wohl eine sonderbare — aber lassen wir dieselbe nicht zu einer peinlichen ausarten. Erzählen Sie mir — wie ist es Ihnen seither ergangen? Haben Sie wieder geheirathet?"

Rochus hat die dargereichte Hand an seine Lippen geführt, und auf die letzte Frage antwortet er:

„Nein, Alberta! ich habe Ihnen keine Nachfolgerin gegeben — bis heute . . ."

„Und heute?“

„Heute — muß ich gestehen — befinde ich mich auf der Brautfahrt.“

„Sie wollen eine zweite Ehe eingehen — nachdem die erste Sie so unglücklich gemacht?“

„Wir hatten uns nicht verstanden.“

„Leider! Würden wir über gewisse Dinge übereinstimmend gedacht und gefühlt haben ... dann hätten wir uns nicht scheiden lassen — und Sie reisten heute nicht zu Ihrer Braut ... Ist diese schön?“

„Das weiß ich nicht. Schwerlich so schön wie Sie ... Sie sind eine blendende Erscheinung geworden! Und haben Sie neue Bande geknüpft? Ich frage mit einem gewissen Anflug von Eifersucht!“

„Ja. Zwei Jahre nach unserer Trennung habe ich mich wieder vermählt.“

„Und wer ist ...“

„Der Glückliche? Gestatten Sie, daß ich über dieses Thema schweige.“

„Sie sind mir keine Rechenschaft schuldig. Und Mamigrossinka?“

„Schon lange, lange todt, die Arme ... Auch der Großvater — Gott hab' sie selig!“

„Amen. Und wo reisen Sie hin?“

„Nach Dresden.“

„Auch? Zu Ihrem Herrn Gemahl?“

„Gestatten Sie, daß ich über dieses Thema ...“

„Ja so — über das Thema ‚Gemahl‘ wird geschwiegen. Sie haben ganz recht; der Betreffende

flößt mir ohnehin nicht die geringste Sympathie ein. Es ist absurd — aber ich hätte beinahe Lust, mich mit ihm zu schlagen."

„Ich gestehe, daß ich für die junge Dame auch nicht schwärmen kann, der Ihre Brautfahrt gilt. Sind Sie heftig verliebt?"

„Gestatten Sie, u. s. w."

„Wie schade — eben wollte ich Sie genau um Namen, Stellung und Aussehen der — soll ich auch sagen: ‚der Glücklichen'? — ausforschen."

„Hierauf würde mir das Auskunfts-Verweigern leichter werden, als Sie glauben. Sagen Sie mir, Alberta: macht Ihnen unser Zusammentreffen auch einen so eigenthümlichen, unheimlichen, erschütternden Eindruck, wie mir? Ich habe neulich das Scheidungsverfahren mit einem widernatürlichen Tod verglichen; das finde ich jetzt erst bestätigt. Kommt Ihnen diese Unterhaltung nicht wie Geisterverkehr vor?"

„So sehen Sie ein Gespenst in mir? Ein widernatürliches noch dazu?"

„Wir waren ja doch — wir sind ja noch für einander gestorben . . ."

„Das ist ja zum Gruseln! So makabrisch fasse ich die Sache nicht auf. Vielleicht", fügte Alberta nachdenklich hinzu, „weil Sie für mich nie so todt waren, wie ich vermuthlich für Sie. Ich habe nie aufgehört, an Sie zu denken, nie Ihr Bild aus dem geistigen Auge verloren . . ."

Rochus erfaßt ihre Hand.

„Ist das wahr?", fragt er bewegt.

„Wir Frauen“, fährt sie mit weicher Stimme fort, „vergessen nicht so leicht den Ersten, dem wir angehörten ... Sie wissen doch die physiologisch wunderbare Thatsache, daß die Kinder einer zum zweiten Mal vermählten Frau dem ersten Manne gleichen! Unvergeßlich — seelisch und leiblich unauslöschlich — lebt das Bild unserer ersten Liebe in uns fort ...“

„Du hast mich aber nie geliebt, Alberta, hättest Du mich sonst verlassen? Hättest Du Dich so mißtrauend von mir abgewendet und mir gewehrt, Dich meinem Geiste näher zu bringen?“

„Ach, wäre nicht eine Dritte zwischen uns gewesen, die mein Mißtrauen erweckte und schürte, die mich vor Deiner vermeintlichen Ruchlosigkeit warnte ... Und wärst auch Du anders gewesen: minder schroff, nachsichtiger gegen meine jugendliche Geisteskleinheit, der Du alle Wachsthums-Möglichkeit absprachst, die Du für unheilbare Dummheit hieltst — ach, Rochus, da wäre es wohl nie dazu gekommen, daß wir als zwei Gespenster uns jetzt gegenüber säßen, wir ...“

„Die wir einander so nah' gestanden, Alberta! Erinnerst Du Dich unseres Beisammenseins in einem Waggon, wie dieser, auf unserer Hochzeitsfahrt? Erinnerst Du Dich der Thränen, die wir zusammen über einem kleinen Sarge vergossen, dem Sarge unseres — u n s e r e s Kindes ...“

„Unser armer kleiner Albert!“

„Und wenn ich Dich jetzt ansehe — ein herrliches, blühendes Weib — und denke, daß Du mir im Arm geruht, und denke ...“

„Station Zossen!“ ruft der Schaffner und reißt die Waggonthüre auf.

Mehrere Reisende steigen in das Coupé, und mit dem Zwiegespräch der Gespenstergatten ist es vorbei.

Rochus verwünscht die Störung. Er läßt die eben stattgehabte Scene an seinem Gedächtniß vorübergehen und blickt nach Alberta hinüber. Diese hat sich wieder in der entgegengesetzten Ecke niedergelassen und sitzt mit abgewendetem Kopfe da, in die vorbeifliegende Landschaft hinausschauend.

*

Man fährt seit zwei Stunden. Allmählig ist es Rochus wieder gelungen, seine Gedanken auf die ihm in Dresden bevorstehende Begegnung zu lenken. Das Zusammentreffen mit seiner Frau hatte ihn so gewaltig ergriffen, daß das Bild Fringilla's momentan ganz aus seinem Bewußtsein geschwunden gewesen. Jetzt erst faßte er von Neuem den Zweck seiner Reise ins Auge, und das innige Gefühl, das in den letzten Wochen in seinem Herzen erstanden und gewachsen war, begann sich da wieder warm und beglückend zu regen. Er holte aus seiner Brusttasche die drei oder vier letzten Briefe Fringilla's hervor, um sie zu überlesen.

Der Zug läuft in eine Station ein, mit fünf Minuten Aufenthalt. Sämmtliche übrigen Reisenden verlassen das Coupé. Rochus und Alberta sind wieder allein. Letztere steht auf:

„Ich will Ihnen jetzt Lebewohl sagen, Graf Wartenfels", spricht sie. „Ich habe über die Situation nachgedacht: es ist besser, wenn wir uns trennen. Das „Gespenstische" unseres Beisammenseins ist auch mir unheimlich . . . ich werde in ein anderes Coupé steigen."

„Meine Gnädige", antwortet Rochus indem er aus dem Netze seine Handtasche herunterholt, „es ist an mir den Platz zu räumen, wenn Sie es befehlen. . ."

„Auch gut — wie Sie wollen. Jedenfalls ist es besser, daß wir nicht im selben Wagen . . . . Wenn ich auf dem Dresdner Bahnhof erwartet werde . . ."

„Ich verstehe: der Herr Gemahl könnte auf Gespenster eifersüchtig sein."

„Nicht mit Unrecht. . . Ebenso Ihre Braut. . ."

„Das wäre gerechtfertigt."

„Uebrigens — unsere Wege gehen auseinander: wir sind geschiedene — in des Wortes strengster Bedeutung — geschiedene Leute. So leben Sie denn wohl!"

Sie reicht ihm die Hand hin.

„Ich gehorche", sagt er, diese Hand an seine Lippen führend. „Leben Sie wohl und glücklich." Und er verläßt das Coupé.

*

Im Dresdener Bahnhof angelangt, bleibt Rochus in der Einfahrtshalle stehen. Er beabsichtigt, zu erfahren, wie Derjenige aussieht, der

Alberta hier erwartet. Jetzt steigt sie aus dem Waggon und folgt den anderen Ankommenden in der Richtung des Ausgangs. Von den auf dem Perron wartenden Personen spricht sie Niemand an. Sie bleibt allein und geht an Rochus mit abgewandtem Kopfe vorüber. Er folgt ihr. Vermuthlich wird sie draußen erwartet. Er folgt ihr bis auf die Straße — auch hier Niemand. Sie schreitet auf eine Droschke zu. Da tritt er ihr in den Weg:

„Sie sind allein, gnädige Frau, kann ich Ihnen vielleicht irgendwie dienen?"

„Wieder Sie, Graf Wartenfels? Wir hatten doch schon Abschied genommen. Ich danke — ich brauche nichts." Und sie steigt in den Wagen, dessen Schlag der Kutscher offen hält.

„Wohin?" fragt dieser.

„Fahren Sie nur gradaus — unterwegs sage ich die Adresse. Adieu, Rochus."

Er verbeugt sich ein letztes Mal und tritt zurück. Der Wagen fährt davon und biegt um die Ecke.

Einen Augenblick schwankt Rochus, ob er nicht in einen andern Wagen springen soll, um jenem nachzufahren . . . damit er wenigstens wisse, wo sie wohnt und nachforschen könne, wie sie jetzt heißt . . . Aber nein, es ist besser so! Er geht langsam in die Halle zurück, um seinen Koffer in Empfang zu nehmen.

Auf der Fahrt nach dem Hôtel giebt sich Rochus Mühe, das Bild Alberta's aus seinem Sinn zu verjagen. Vergebens: wenn er an Fringilla denken will, steigt immer Alberta vor seinem innern Auge

auf. Das geht so weit, daß er den Portier des Union-Hotels, der ihm den Wagenschlag öffnet, fragt:

„Wohnt hier Frau Alberta? . . . Frau Fringilla wollt' ich sagen."

„Jawohl — gestern angekommen."

Also doch! Diesmal war es Wirklichkeit — sie harrte sein . . .

„Kann ich ein Zimmer haben?"

„Jawohl."

Ein Kellner geht dem Ankömmling voran und führt ihn in ein geräumiges Zimmer des ersten Stockes.

„Welche Nummer bewohnt Frau Fringilla?" fragt Rochus.

„Hier ist Nr. 20, die Dame wohnt auf demselben Flur Nr. 26. Befehlen Sie sonst etwas?"

„Nein, es ist gut."

Nach einer Viertelstunde ist Rochus mit seiner Toilette fertig, und klopfenden Herzens begiebt er sich nach der Thür Nr. 26. Auf sein Pochen wird ihm dieselbe geöffnet. Eine sehr gewöhnlich aussehende Frauensperson steht vor ihm.

„Gehe ich hier recht?" fragt er erschrocken. „Fringilla . . ."

„Ja, ja — ganz recht. Sie sind Graf Wartenfels? Die gnädige Frau erwartet Sie. (Also die Kammerjungfer, Gott sei Dank!) Aber später: sie ist jetzt nicht zu Hause. Der Herr Graf solle um sechs Uhr Abends wiederkommen. Ergebene Dienerin!" Und sie macht die Thüre vor ihm zu.

Rochus entfernt sich. Also noch ein paar Stunden hinausgeschoben, das so lang begehrte Wiedersehen! Es ist wirklich unerhört, wie sehr ihn diese Fringilla in der Kunst des Wartens übt. Was nun beginnen, um die Zeit todtzuschlagen?

Er schlendert in den Straßen umher und besucht einige Galerien. Um fünf Uhr kehrt er ins Hotel zurück, wo er den Speisesaal aufsucht, um zu essen. Nachdem er seinen schwarzen Kaffee genommen, wird ihm ein Brief eingehändigt.

Er erschrickt. Etwa eine Absage von Fringilla? ... Nein, doch nicht — es ist nicht Fringilla's Schrift. Diese weist nach links zurückgeworfene Buchstaben auf, während diese Züge langgedehnt nach rechts sich strecken. Wo hat er aber diese Handschrift nur schon gesehen? Vor langer Zeit? Ah — jetzt weiß er's und, das Blatt hastig entfaltend, sucht sein Blick die Unterschrift — richtig: „Alberta."

„Ein zweiter merkwürdiger Zufall, Rochus! Du bist im selben Hotel abgestiegen, wie ich. Was hat denn das Schicksal mit uns vor? Doch mein Entschluß war schnell gefaßt: Fort! Der kaum ausgepackte Koffer ward gleich wieder eingepackt, ich habe nach einem Wagen geschickt und, wenn Du dieses erhältst, bin ich weit weg — Niemand weiß: wo. Die heutige Waggonscene darf sich nicht wiederholen. Es war da ein Augenblick für mich, da ich Dir hätte um den Hals fallen mögen und weinend flehen: „Nimm mich wieder zu Dir ... ich bin ja Dein Weib

.... Du bist meine erste und letzte Liebe!" Ja, Rochus — es ist wahr. Mit brechendem Herzen bin ich damals aus Deinem Haus geschieden — weil ich im Wahne war, daß Du ein böser Mensch seist, der mein Seelenheil gefährdet, und daß ich dem Himmel das Opfer schulde, mich von Dir zu trennen ... Und niemals, niemals hab' ich Dein Bild ganz aus meinem Herzen reißen können! Als meine Großeltern starben, ging ich — um nicht allein auf der Welt zu stehen — eine zweite Ehe ein; aber auch damit habe ich an meiner ersten Jugendliebe keine Untreue begangen, denn für meinen zweiten Mann empfand ich nur Freundschaft. An seiner Seite kam ich in eine andere Welt, in andere Kreise; er selbst, ein Gelehrter, umgab mich mit bedeutenden Männern und Frauen; und jetzt erst lernte ich Dich, lernte ich mich kennen — jetzt sah ich erst, wie ich Dich mißverstanden ... ich Thörin! Ach, hättest Du doch Geduld mit mir gehabt! Nunmehr ist's vorbei — wir sind für einander Gestorbene. Und so fliehe ich. Du bist in den Armen einer neuen Braut — ich bin ins Schattenreich zurückversunken. Alberta."

*

Tief erschüttert liest und überliest Rochus diese Zeilen. Der Klang der schlagenden Kaminuhr reißt ihn aus seinem Brüten heraus. Sechs Uhr ... Das ist die Stunde — Fringilla erwartet ihn. Er steckt den Brief zu sich und steht auf.

Ach, daß er jetzt, während er durch die Gänge und über die Stiege des Hotels schreitet, nicht ganz und einzig an Diejenige denken kann, zu der er geht, sondern immer wieder an jene Andere — ins Schattenreich zurückversunkene Andere . . .

Wieder klopft er an Nr. 26 an, und wieder wird ihm von demselben Mädchen geöffnet.

„Bitte nur einzutreten, Herr Graf . . . Wollen Sie hier einen Augenblick warten . . . ich werde Sie der gnädigen Frau melden.“ Und sie entfernt sich durch eine Seitenthür.

Das Zimmer, in welchem Rochus sich jetzt befindet, ist festlich erleuchtet. Die Fensterläden sind geschlossen, und das verbannte Tageslicht wird durch vier Lampen, den Kronleuchter und mehrere Kandelaber, in welchen alle Kerzen brennen, strahlend ersetzt. Riesige Veilchensträuße füllen die auf den Tischen und Trumeaux stehenden Vasen und strömen einen betäubenden Duft aus. Dieser Duft zaubert wieder das Erinnerungsbild Fringilla's herbei . . . Auch das helle Licht erinnert Rochus an das Maskenfest . . . es ist ihm, als müsse nun der rosa Domino mit weißer Achselschleife erscheinen — und die ganze Liebessehnsucht, welche seit jenem Ball in seinem Herzen angewachsen, flammt jetzt plötzlich wieder auf. In diesem Augenblick ist Alberta vergessen.

Es vergehen mehrere Minuten, und Rochus ist noch immer allein. Welche Erwartungsfolter! Fringilla ist doch ein wahres Torquemada-Genie... Er wirft sich in einen Fauteuil neben dem Sopha.

Tisch. Auf letzterem liegt ein Büchelchen, in welchem ein rothseidenes Lesezeichen steckt. Rochus nimmt das Bändchen zur Hand: es ist ein gothaischer Almanach der gräflichen Häuser. Natürlich schlägt er es an der gezeichneten Stelle auf, und ebenso natürlich fällt da sein Auge auf einige mit Rothstift markirte Zeilen:

2† Johann Wilhelm Graf Luckner (geb. 29. Jan. 1805, † Febr. 1865), kön. dänischer Kammerherr und Hofjägermeister, vermählt 3. Oct. 1836 mit Wilhelmine geb. Gräfin von Reichenbach-Lassowitz (geb. 1816, † 1858); dieselbe war geschieden und in zweiter Ehe vermählt 1840 mit Karl Hermann Freiherrn von Watzdorff († 5. Decbr. 1846), nach dessen Tode sich dieselbe 1847 wieder vermählte mit ihrem geschiedenen ersten Gemahl.

Er liest das Ganze mechanisch ... warum muß er dabei an Alberta denken? Da überliest er die letzte Zeile noch einmal: „wiedervermählt mit ihrem geschiedenen ersten Gemahl ...“

In diesem Augenblick öffnet sich die Thüre des Nebenzimmers — Rochus läßt das Buch fallen und springt auf. Ihm entgegen, beflügelten Schrittes, mit ausgestreckten Händen — die schönen wohlbekannten, königlichen Hände — kommt der rosa Domino, mit weißer Schleife auf der Achsel und schwarzer Maske vor dem Gesicht.

„Fringilla!“ ruft er, ihre Hände fassend „Du — endlich Du! Aber fort mit diesem — laß mich Deine Züge sehen.

Er will ihr die Larve entreißen; sie aber hält dieselbe fest:

„Nein, nein, noch fünf Minuten, Geliebter", sagt sie mit derselben verstellt klingenden Stimme, die ihm noch von jenem Balle her im Gedächtniß ist; „Du mußt mir vorher noch auf ein paar Fragen Rede stehen."

Sie setzt sich auf das Sopha und weist ihm mit einer Handbewegung einen Sitz auf dem nebenstehenden Armsessel an.

Er gehorcht.

„So frage denn, Inquisitorin — die ich ohnehin in Gedanken eben mit Torquemada verglich; ich werde antworten."

„Was sind Deine Absichten mir gegenüber?

„Ganz einfach: Dich zu heirathen."

„Du vergissest meinen Schwur ‚niemals einen Dritten'. Dabei bleibt es aber — ich schwöre es von Neuem."

„Fringilla!"

„Jetzt eine andere Gewissensfrage: gehört Dein Herz ganz mir? Hast Du z. B. heute den ganzen Tag an gar kein anderes Weib gedacht, als an mich?"

„Ich liebe Dich — laß Dir das genügen. Auf Deine letzte Frage müßte ich der Wahrheit gemäß gestehen: ich habe an eine Andere gedacht — viel mehr, als mir lieb ist . . ."

„In Liebe oder in Haß?"

„O nicht in Haß . . ."

„Du theurer — ehrlicher — herrlicher Mann — nimm mir die Maske fort und — küsse mich!"

Er springt hastig auf, löst mit zitternder Hand

den Knoten und — — wie ein Schrei des Schreckens, des Staunens und des Entzückens klingt der Ausruf, mit welchem er der Demaskirten zu Füßen fällt:

„Alberta!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Von dem Freudenschlag der ersten Ueberraschung zu sich gekommen, fordert Rochus Aufklärung über das ganze Ränkespiel.

„Das ist ja ein förmliches Netz von Falschheiten, Du weiblicher Machiavelli, welches Du da um mich gesponnen hast?"

„Das gebe ich zu", lacht Alberta. „Ich bin auch nicht wenig stolz auf alle meine wohlgelungenen Intriguen. Das Glück hat mir mitgeholfen — daß Alles so klappte. Mein Zweck war, Deine Liebe zu gewinnen — dies hatte ich als Fringilla — als die Geheimnißvolle — hinter dichten Masken und Schleiern Verborgene — erreicht. Damit Du ja nicht auf die Idee kamst, daß die Brief-Sphinx einfach Deine einstige Frau sei, habe ich gleich zu Anfang in meinem Schreiben einen absichtlichen Irrthum ..."

„Ja, ja, ich erinnere mich: ich habe den Irrthum sogleich berichtigt: meine Frau sei von den Großeltern und nicht von Onkel und Tante erzogen worden. Aber sage mir, warum gabst Du Dich auf jenem Maskenball nicht zu erkennen? Damals liebte ich Dich ja schon."

„O lange nicht genug! Und ehe Du Dich so recht freuen konntest, in Fringilla Alberta zu entdecken, mußtest Du Alberta vorerst auch lieb ge-

wonnen haben — das war die zweite Hälfte meines Planes. Zu diesem Zweck wurde die Waggon-Begegnung veranstaltet.

„Aber ich verstehe nicht: das Telegramm aus Dresden — die Auskunft hier beim Portier, Fringilla sei seit gestern da ..."

„Ganz einfach: Ich hatte meine Kammerjungfer, die sich hier als Fringilla einquartierte, vorausgeschickt. Alles ging auf Rädchen. Auch das Verlieben in die wiedergefundene Frau ... Es war Dir ein Schmerz, nicht wahr, sie wieder ins Schattenreich zurücksinken zu sehen? Und diesen Schmerz wollte ich in Jubel wandeln, wenn unter der fallenden Maske der geliebten Fringilla die gleichfalls theure Verlorene Dir wiederersteht. Ich hatte Dir ja ‚unerhörtes' Glück versprochen."

„Darin hast Du Wort gehalten."

„In Allem halte ich Wort — auch in meinem Schwur: ‚Niemals einen Dritten!'"

„Ebenso kann ich jetzt auch meinem Eide treu bleiben: ‚Niemals eine Zweite!' — Hast Du das Zeichen in den gothaischen Kalender gelegt, damit ich die betreffende Stelle von den wiedervermählten Gatten lese?"

„Hast Du's gelesen? Also auch das ist mir gelungen! Diese Stelle war's, die — nachdem ich Wittwe geworden — den ersten Gedanken in mir aufsteigen ließ, nach Deinem Aufenthaltsort zu reisen, um den Eroberungsfeldzug zu unternehmen ..."

„Siegerin!"

VI.

Camill Ehrenreich Graf von Wallsegg und Tannenberg, geboren 20. Sept. 1849. Gelangte durch Erlöschen der Hauptlinie 1873 zum Fideikommis. Besitz: Die Güter Wallsegg, Lindendorf und Hof Moorstetten. Erbliches Mitglied des Herrenhauses. Vermählt 17. Mai 1874 mit Guidobaldine Marie Innscentia geb. Gräfin Puchheim, geb. 17. Mai 1854, des 1867 † Grafen Carl Puchheim und der Anna geb. Freiin von Krieglach Tochter.

Terrasse mit dem Ausblick auf den meilengroßen Park. Vorn üppig blühende Blumenanlagen; dahinter ein Teich mit Springbrunnen; Statuen in den Seitengebüschen. Auf der Terrasse ein mit reichem Silberservice gedeckter Frühstückstisch, Blumenampeln, Matten, amerikanische Schaukelstühle u. s. w.

Camill (gleicht in Gestalt und Haltung einem vornehmen jungen Engländer; feines blondes Schnurrbärtchen, unter welchem — wenn ein immer wieder aufsteigender Gedanke dem neuem Ehemann ein ununterdrückbares Lächeln entlockt — weiße Zähne hervorblitzen. Er geht ungeduldig auf und nieder. Manchmal bleibt er stehen, an das Geländer angelehnt, und sieht in den Garten hinab, oder er schaut durch die Scheiben der Zimmerthüre, ob seine Frau nicht endlich komme. Freudig): „Ah, da bist Du, Guidi (küßt sie). Ein Glück — denn ich verhungere.“

Guidobaldine (Brünette mit funkelnden Schwarzaugen und hochrothem Mündchen. Schleppendes Peignoir von blaßrosa Sürah mit Spitzen und Bandschleifen; ein ganz kleines Spitzentellerchen Haube vorstellend — auf dem schwarzen Haar. Sieht sich nach allen Seiten um und athmet tief die würzige Luft ein): „Ach, wie schön ist es hier! Das habe ich gestern bei unserer Ankunft alles nicht recht gesehen ... wir müssen dann gleich in den Park hinab."

Camill: Vorerst nur frühstücken, mein Schatz. Oder findest Du, daß ich da zu prosaischen — einem Liebhaber nicht geziemenden Heißhunger zeige? Aber ich bin auf das Frühstück hauptsächlich so ungeduldig, weil es mir wie eine Einweihung unserer Häuslichkeit, wie ein Pontificiren Deiner neuen Würde erscheinen wird ... Es giebt ja nichts reizenderes, als ein thee- oder kaffeekredenzendes Weibchen — dem eigenen Mann und im eigenen Hause ... Du bist auch in vollem Ornat dazu, mit der Haube ... Wie Dir die gut steht! Sieh mich an – sieh mir in's Auge —

Guidobaldine (sie hat sich an den Tisch gesetzt, um die Schalen zu füllen. Sie selbst freut sich des neuen Amtes: bei sich, an ihrem Tisch, ihrem Mann — ihrem Mann ... Mann — [sie muß sich seit gestern diese sonderbare Silbenfolge immer einige Mal hintereinander wiederholen, bis es ihr gelingt, deren Sinn blitzartig wahrzunehmen] ihrem Mann den Frühtrank zu reichen): „Viel Zucker gefällig?"

Camill: So laß doch die dumme Zange bei Seite und faß den Zucker mit Deinen rosa Fingerspitzen an ... Was das für Fingerspitzen sind — da kann sich die Aurora verstecken ... Ich bin rasend verliebt, Guidi.

Guidobaldine: Und wie lange wirst Du mich so lieb haben?

Camill: Immer. Und Du mich?

Guidobaldine: Noch viel immerer! (Ein Diener bringt ein Packet Briefschaften und Zeitungen.) Wie, schon die Post? Wir sind doch erst seit gestern hier —

Camill: Ich hatte in Wien Ordre gegeben, daß meine Correspondenz von heute an hierher expedirt werde. (Er zerreißt die Bänder seiner Journale. Der Diener hat sich wieder entfernt.)

Guidobaldine: Du wirst jetzt doch nicht alle diese langweiligen politischen und landwirthschaftlichen Blätter durchlesen?

Camill: Langweilig? Hm ... Weißt Du, daß ich nunmehr selber ein großer Politiker und Oeconom werden will? Wem Gott das Amt giebt, heißt es, giebt er auch den Verstand, und da ich jetzt plötzlich erbliches Mitglied des Herrenhauses und Besitzer großer Ländereien geworden, so werde ich mich wohl mit gar vielen Dingen beschäftigen müssen, die Du „langweilig" nennen wirst. Für Dich müssen wir übrigens auch Zeitungen bestellen: Modeblätter und illustrirte —

Guidobaldine: Warum nicht auch die Münchener Bilderbogen? Du scheinst zu glauben,

daß ich mich nur mit Bilderanschauen unterhalten kann. Hältst Du mich für ein Kind?

Camill: Gott bewahre. Wenn man, wie Du, durch drei Faschingssaisons die gefeiertste »beauté« der Wiener Gesellschaft war, da muß man viel Kindliches abgestreift haben.

Guidobaldine: Ist das ein Vorwurf?

Camill: So halb und halb. Ich bin eifersüchtig, wenn ich an die Zeit denke, wo Du in der Welt geglänzt hast . . . so viel umworben . . . Wie viel Heirathsanträge sind Dir gemacht worden?

Guidobaldine: Ich habe sie nicht gezählt.

Camill: Die Heirathsanträge sind übrigens noch das Geringste — denn diese wurden einfach mit einem Korb erwidert. Aber wie viele Liebesblicke, wie viele verstohlene Händedrücke, wie viele süße Flüsterworte, die Du vielleicht mit gleicher Münze erwidert hast?

Guidobaldine: Die habe ich noch weniger gezählt.

Camill (zornig): Du gestehst also?

Guidobaldine: Nichts gestehe ich . . . Aergere Dich nicht — Du warst meine einzige Liebe.

Camill (beruhigt): Also Deine erste —

Guidobaldine: Das habe ich nicht gesagt... Denn aufrichtig gestanden, ich habe mich so manchesmal für einen oder den anderen meiner Courmacher interessirt... nämlich das Gefühl gehabt, daß der Ball verfehlt wäre, wenn der Cotillon nicht auf den Betreffenden fiele. Aber ich muß sagen, ich

habe das Glück gehabt, daß mich zu diesem Tanz fast immer der Richtige engagirte.

Camill: Bitte fahre nur fort. Deine Mittheilungen sind wirklich spannend. Wie viel solche — Cotillon-Richtige hast Du in Dein Herz eingeschrieben?

Guidobaldine: Nicht in mein Herz, Camill — nur in meine Tanzordnung ... und dort sind ihre Namen von den Elfenbeinblättchen längst ausgelöscht. Der Einzige, den ich wirklich lieb gehabt, bist Du.

Camill: Und doch habe auch ich — auf meinen ersten Antrag — einen Korb bekommen!

Guidobaldine: Der kam nicht von mir, sondern von Mama. Wenn Du wüßtest, wie ich damals geweint habe, als sie Dir den ablehnenden Brief schrieb!

Camill: Wirklich? Du hast aber doch nicht versucht, Dich dem Willen Deiner Mutter zu widersetzen? Im Grunde hattest Du Recht — und die Mama hatte auch Recht. Denn es war eine unverzeihliche Anmaßung von mir, damals, wo ich ein armer Schlucker war, ohne die geringste Aussicht auf das Majorat — damals um Dich, um die sogenannte „Rosenguidi", anzuhalten. Es war Dein Recht — und auch Deine Bestimmung, wie Du siehst — eine der glänzendsten Partien des Landes zu machen. Daß es mir aber bestimmt sei, eine solche abzugeben, wer hätte das gedacht? Der Tod meines Vetters — an sich ein trauriges Ereigniß — hat mich zu einem »epouseur« gemacht, bei dessen

zweitem Heirathsantrag Deine Mama anerkennen mußte, daß sie stets eine große Sympathie für mich gehabt und keinen „charmanteren Schwiegersohn" wünschen könne. „Sie werden doch einsehen, lieber Camill", sagte sie mir zutraulich, „daß ich die Guidi unmöglich in's Elend rennen lassen konnte." Und ich habe es eingesehen, küßte der zukünftigen Schwiegermutter dankbar die Hand und beging seelenvergnügt meine Verlobung mit dem berückendsten Comteßchen von Wien... Ja, der arme Vetter — eine häßliche Sache ist das bei den Majoraten, daß der Besitzer eines solchen mit seinem Sterben gewöhnlich irgend Jemanden eine unbändige Freude bereiten muß. Kann man sich etwas Traurigeres denken, als diesen Edgar? Glücklicher Vater zweier blühender Buben, die er anbetet — dem da plötzlich in derselben Woche die beiden Kleinen durch die Diphteritis entrissen werden, und der acht Tage darauf selber stirbt — ich weiß nicht, ob an derselben Krankheit oder aus Gram... Und doch, und doch!.. als mich die Nachricht traf, daß ich so unerwartet zu dem bedeutenden Besitz gelangt, durch den ich nun auch den Besitz des geliebten Mädchens erlangen konnte, da stieg mir ein ununterdrückbares Freudegefühl auf. Ist das nicht abscheulich?"

Guidobaldine: Hast Du Edgar nahe gekannt?"

Camill: „Nein — ich bin ihm nur selten begegnet. Wir sympathisirten übrigens nicht: er war ein Bücherwurm, ein Stubenhocker, ein — ach ein armer — armer Teufel war er!.. Nun, Gott

sei Dank, trotz meines Glückes schnürt es mir doch die Kehle zu, wenn ich an dieses Schicksal denke, Sprechen wir von etwas anderem. Nimm lieber Deine Beichte von vorhin wieder auf.

Guidobaldine: Welche Beichte?

Camill: Nun, die hübschen Geschichten von den Courmachern, für welche Du Dich „interessirt" hast. Ich kenne das Wort. Da coursirt in gewissen Kreisen immer so die eine oder die andere Redensart. Entweder heißt es „interessiren" oder „Passion einflößen", aber auf gut deutsch bedeutet das alles nichts anderes, als verliebt sein. Nun sag' mir einmal Guidi — interessirst Du Dich noch für mich — oder bin ich so glücklich, Dir eine Passion einzuflößen?

Guidobaldine: Lieb hab' ich Dich.

Camill: Aber jetzt ohne Ausflüchte: her mit der Liste —

Guidobaldine: Der Liste? . .

Camill: Ja, ja — Deiner sämmtlichen Interessenten.

Guidobaldine: Sag Du mir einmal — liegt Dir nicht eine stattliche „Passionen"-Liste auf dem Gewissen? Hast Du nicht zehn verschiedenen Mädchen und Frauen die Cour gemacht?

Camill: Nein, gewiß nicht.

Guidobaldine: O, Camill, lüge nicht!

Camill: Ich weiß gewiß, daß es nicht zehn waren.

Guidobaldine: Sondern hundert?

Camill: Diese Ziffer trifft jedenfalls annähernder zu.

Guidobaldine: Abscheulich! Ich soll mich nicht für anderthalb Menschen interessirt haben dürfen, während Du, noch dazu mit prahlerischer Miene, hundert Passionen zugestehst.

Camill: Nein — „Passionen", d. h. Leidenschaften, waren es nicht so viele — da müßte ich ja der ausgemergelte Schatten eines Dämons sein! Es waren auch viele „Capricen" darunter und «intrigues» und «passe-temps» — und «distractions» —

Guidobaldine: Und Infamien —

Camill: Wie Du Dich ärgerst! Wozu sprichst Du auch von der Vergangenheit?

Guidobaldine: Du hast angefangen!

Camill: Ja, da handelte es sich um Deine Vergangenheit . . . Das ist doch etwas ganz anderes die kann und soll ein ungetrübter Spiegel sein —

Guidobaldine: Während die Deine —

Camill: Während die meine, wie die jedes jungen Mannes einen kochenden Gischt darstellt, über den jetzt — zu Deiner Beruhigung sei es gesagt — das glättende Oel der ehelichen Treue ausgegossen ist.

Guidobaldine: Eine empörende Einrichtung!

Camill: Was? Die eheliche Treue?

Guidobaldine: Nein, diese verschiedene Auffassung der männlichen und weiblichen Vergangenheit.

Camill: Das ist nun einmal so auf der Welt.

Guidobaldine: Und ist Alles gut, was nun einmal so ist auf der Welt?

Camill: Da fragst Du mich zu viel — Du kleine Rebellin, Du kleine Philosophin, Du — ich finde keine weitere Injurie mehr.

Guidobaldine: Ist auch nicht nöthig. Wollen wir jetzt vielleicht in den Park hinabgehen?

Camill: Ach, Kind ich sehe dort hinter dem Gitter die Gestalt des Verwalters devotest herbeikommen.

Guidobaldine: Wie langweilig!

Camill: Das sage ich auch — aber das ist auch schon einmal so auf der Welt. Jetzt muß ich ein Gesicht machen, als gäb' es für mich auf dem Erdenrund nichts Fesselnderes, als Güteradministration. Ich muß dem landwirthschaftlichen Bericht mit Spannung lauschen und hier und da Fragen und Bemerkungen in technischen Ausdrücken einstreuen, als ob ich von der Sache wirklich etwas verstünde.

Guidobaldine: Du hast doch einen Güterdirektor, der all' diesen einzelnen Verwaltungen vorsteht, nicht wahr?

Camill: Ja, zum Glück. Aber dessen ungeachtet muß ich doch selber für die verschiedenen Zweige der ganzen Wirthschaft eingehendes Interesse an den Tag legen — und nach und nach wohl auch wirklich fassen.

Guidobaldine (steht auf): Da kommt er schon — ich will der Conferenz nicht beiwohnen.

Camill: Wo gehst Du hin?

Guidobaldine: Ich werde mir die Zimmer im Schlosse ansehen.

Ein kleines Boudoir neben dem Schlafzimmer. Einrichtung im Rococo-Styl: Rosenholzmöbel mit Bronce und Email; geblumter weißer Damast. Porcellanrahmen um den Kaminspiegel.

Guidobaldine, die eben das ganze Schloß durchwandelt hat, tritt jetzt hier ein. Sie holt aus dem nebenliegenden Schlafzimmer ein Reiseneceſſaire herbei, welches eine Schreibeinrichtung enthält und legt sich Briefpapier u. s. w. auf der blausammtenen Platte des Rosenholzschreibtischchens zurecht. Ein recht unbequemes Möbel, solch' „Damen-Bureau", dessen medaillonverzierten Deckel man erst herablassen muß, um schreiben zu können, und wo kaum für eine anständige Mappe Raum ist. Aber für das zierliche Briefpapier mit Silber-Monogramm ist Platz genug; auch einige Photographien in Rähmchen, eine kleine Bronce-Pendeluhr, das doppelwappengravierte Petschaft und als Nachschlagebuch das gothaische Taschenbuch: das Alles wird noch ganz gut untergebracht. Wenigstens kann man sicher sein, daß solch' einem Schreibtisch kein dreibändiger Roman und keine Abhandlungen über die Frauenfrage entsteigen werden. Guidobaldine tunkt ihre Feder in blaue Tinte und mit spitzen, lang gezogenen Lettern schreibt sie ihrer besten Freundin und Vertrauten folgende Zeilen:

„Du hast mir das Versprechen abgenommen, meine geliebte Beatrix, Dir schon am ersten Tage

meines hiesigen Aufenthaltes zu schreiben und Dir „Alles" zu erzählen.

Und nichts wirst Du erfahren — absolut nichts. Es ist weder Geheimnißkrämerei noch absichtlicher Wortbruch von mir, daß ich Dir die von allen Kranzeljungfern so lebhaft gewünschten Confidencen vorenthalte; es geschieht einfach, weil ich in meinem ganzen Sprachschatz kein Wort habe, um die Neuheit, die Unwahrscheinlichkeit die Unfaßbarkeit meines vertauschten Ich's zu beschreiben. Seit der Minute, da Du mir ein Adieu zugewinkt und der Eisenbahnwaggon sich in Bewegung setzte — nein, früher noch: seit dem Eintritt in die Kirche — eigentlich noch früher: seit dem Erwachen an dem gestrigen denkwürdigen Tag, der zugleich mein zwanzigster Geburtstag war und mir da unter anderen ungewohnten Dingen auch den neuen Zweier zu meiner Alterszahl bescheerte — seit gestern früh also lebe ich in einem Zustand des Wirklichkeit-Entrücktseins, der sich nicht schildern läßt. Mir ist, als wäre alles Geschehene einer Anderen geschehen, und als wäre diese Andere ein beneidenswerthes Geschöpf . . . Der liebe Mann — mein Mann . . . Ich habe mich zwar, wie Du weißt, schon lange für ihn interessirt — aber er ist jetzt auch ein ganz Anderer geworden, nämlich der ganz sonderbar liebevolle Gatte jener Beneidenswerthen, von der ich mir doch manchmal sagen muß, daß ich es selber bin —"

Camill (tritt ein): „Ah, hier bist Du?"

Guidobaldine (hebt den Kopf): Der Verwalter schon fort?

Camill: Ja — und er hat mir leider den Eindruck hinterlassen, daß ich mich vor ihm schwer blamirt habe. Meine technischen Ausdrücke scheinen immer falsch angewendet gewesen zu sein, nach den verwilderten Blicken zu urtheilen, die Jener auf mich heftete, so oft ich etwas besonders Gescheidtes gesagt zu haben glaubte. Schließlich verlegte ich mich nur mehr auf's Nicken — aber allem Anschein nach habe ich auch falsch genickt. — Wollen wir jetzt in den Park hinab?

Guidobaldine: Gleich. Sei so gut, nur einen Augenblick zu gedulden, bis ich meinen Brief —

Camill: Gut, ich warte hier. (Er setzt sich in einen Fauteuil. Guidobaldine schreibt weiter. Nach einiger Zeit nähert er sich und beugt sich über ihren Stuhl. Er streichelt ihr die Haare).

Guidobaldine: Du störst mich im Schreiben.

Camill: Wirklich? (Legt ihren Kopf an seine Brust und küßt ihr die Augenlider.) Ist Dir die Störung unangenehm?

Guidobaldine: Nicht sehr — —

VII.

Victor Graf F., geb. 13. Mai 1839, Oberst-Erbland-Panier des Königreich Böhmen, k. k. Kämmerer, Rittmeister i. d. R., vermählt 19. August 1872 mit Ottilie geb. Mayer, Besitzerin der Herrschaft Talkewitz (4 Quadrat-Meilen) in Böhmen.

Graf Viktor F. (groß, schlank, schwarzer Schnurrbart) tritt in das Café Daum unter den Tuchlauben in Wien; er wechselt mit einigen Kameraden ein freundliches „Servus" und setzt sich an einen einsamen Tisch, wohin er sich ein Gläschen Chartreuse und Schreibrequisiten bringen läßt. Er legt sich einen Briefbogen zurecht und schreibt:

„Lieber Richard, es ist entschieden: ich bin eben auf dem Wege zu Papa Mayer, um bei ihm, mit Fräulein Ottiliens Erlaubniß, um deren Hand anzuhalten. Du staunst? Du schlägst die Hände über dem Kopfe zusammen? Viktor — und heirathen! .. Graf F. und eine Bürgerliche freien! So rufst Du in rückhaltloser Verwunderung. Ist der Mensch verliebt oder verrückt? — Keins von beiden, d. h. verliebt bin ich immer — dieser Zustand ist chronisch bei mir — aber nicht in Fräulein Mayer, sondern diesmal in die Höllenmann vom Wiedener Theater. Und verrückt? Gott bewahre, noch niemals so

vernünftig gewesen: anderthalb Millionen Mitgift. Und ich habe unlängst im Club zehntausend Gulden verloren, die ich mir bei meinem Leibwucherer mit hundertfünfzig Procent borgen mußte, um die Spielehrenschuld zu zahlen. Will ich aber die Schandschuld auch zahlen, wozu mich der abscheuliche Vampyr wohl unmoralisch zwingen wird, so heißt es, eine reiche Partie machen; das hat mir mein edler Gläubiger selbst zu verstehen gegeben und meine Aufmerksamkeit unter andern auf Frl. M. gelenkt. Ich besuchte sofort den Industriellenball, ließ mich auch im Hause vorstellen, und schneller, als ich hoffte, ist das Herzchen der Bankierstochter in heller Lohe entbrannt. Ihre Zustimmung habe ich schon, es handelt sich nur noch um die des Vaters. Aber als einzige Tochter wird sie ihren Willen schon durchzusetzen wissen."

Graf Viktor hält inne und überliest das Geschriebene. „Teufel", monologisirt er nach Einsichtnahme der eigenen Prosa, „das Zeug nimmt sich schwarz auf weiß ganz abscheulich aus . . . Das alles hätte ich meinem alten Kameraden mündlich gesagt, und es hätte ganz natürlich geklungen; schriftlich aber ist es wie eine Aufhäufung von Cynismen. Es fehlte nur noch, daß das Blatt in falche Hände geriethe . . . Nein, nein, es ist besser, ich vernichte den Wisch."

Unterdeß sitzt Fräulein Ottilie vor ihrem Schreibtisch und richtet an eine Freundin folgende Zeilen:

„Heute, meine Liebste, entscheidet sich mein Schicksal. Dasselbe hat sich vielmehr schon gestern

während des Balles entschieden, denn da habe ich zwischen zwei Cotillontouren meinem Tänzer die Erlaubniß gewährt, heute bei Papa um meine Hand anzuhalten. Und Papa ist schon vorbereitet; er wird ja sagen. Freilich hat er einige warnende Vorstellungen versucht: „Graf F. will Dich nur um des Geldes willen, Tilli.“ — „O nein, Papa — er liebt mich.“ — „Glaubst Du? es wäre im Grunde auch natürlich, aber die Hauptsache, mein Kind: was fühlst Du für ihn?“ „O rasende Liebe, Papa, eher sterben, als ihm entsagen!“ „Du überspanntes Ding, nun denn, ich habe Dir nie etwas abschlagen können, weder eine Puppe noch ein Reitpferd; so sollst Du jetzt auch den gewünschten Bräutigam haben.“

Der gute Papa! Es that mir ordentlich leid um ihn, denn ich habe ihn eben doppelt belogen: Graf Victor ist nicht verliebt in mich und ich nicht in ihn. Er will eine reiche Frau haben, um verschiedene Schulden zu bezahlen und als Cavalier groß leben zu können, und ich — will „Frau Gräfin“ heißen. Kronen will ich haben und Wappen auf den Wagenschlägen und auf dem Briefpapier. Mich dürstet nach Rang und Titel, gerade so wie es meinen Herrn Bräutigam nach Reichthum dürstet; ich habe ihn durchschaut, und wir sind quitt. Aber mich habe ich bisher nicht durchschauen lassen. Er glaubt mich in seine Persönlichkeit verliebt. Ich mußte ihn nämlich ermuthigen, sonst hätte er es nicht riskirt, sich einen Korb zu holen, und so ließ ich die verschiedensten Lächeln, Blicke und Worte

fallen, die ihn glauben machen sollten, er habe mein Herz erobert. Herz? Ich vermuthe, dieses berühmte Mädchenrequisit fehlt mir gänzlich. Ich habe nur eine Leidenschaft: die Freuden des Hochmuths will ich genießen, eine der größten Rollen in der Gesellschaft spielen, gefeiert, bewundert und beneidet werden." —

Jetzt that Ottilie, was zu gleicher Stunde ihr Freier gethan: sie überlas ihren Brief und schrieb ihn nicht weiter, sondern zerriß ihn in kleine Stücke. Es giebt Dinge, die täglich gedacht und gesprochen werden, die als Impuls und Richtschnur des Handelns dienen, die man aber nicht schriftlich gegeben haben will.

An demselben Abend ward die Verlobung gefeiert.

*

Drei Jahre später. Herrenzimmer in einem prachtvoll eingerichteten Palais auf der Ringstraße.

Victor liegt auf dem Divan und liest eine Sportzeitung.

Richard Baron D. (30 Jahre) eintretend: Da bin ich!

Victor (springt auf): Du! Ah, das nenne ich mir einmal eine angenehme Ueberraschung! Woher kommst Du so hereingeschneit?

Richard: Direct von der Eisenbahn bin ich zu Dir gefahren. Ich war zu begierig, Dich in Deiner Eigenschaft als Ehemann zu sehen. Deine Verlobungsanzeige traf mich in Gibraltar; dann

habe ich mich in Afrika und Asien herumgetrieben, und jetzt bin ich über Amerika zurückgekommen und auf dem Heimweg begriffen. Da ich durch Wien kam, war mein Drang zu groß, den Jugendfreund wiederzusehen, und so bin ich, wie gesagt, vom Bahnhof direct zu Dir geeilt — im Reiseanzug, wie Du siehst.

Victor: Das war schön von Dir.

Richard: Also wie geht's, lieber Freund? Bei Dir ist's ja prachtvoll ... Dein Palais hat mich wirklich geblendet; es ist doch keine üble Sache, eine Millionärin zu heirathen.

Victor: Ich kann Dir nicht sagen, wie mich Dein Besuch freut; leg' ab, mach Dir's bequem, ich bitte (klingelt). Ich lasse gleich eine Erfrischung bringen. (Ein Diener kommt. Victor ertheilt Befehle, wonach der Diener ein Frühstück bringt.) So — setzen wir uns hierher — laß Dir einschenken ...

Richard: Danke. Aber jetzt beantworte meine Frage. Wie geht's? bist Du glücklich?

Victor: Ich soll Dir erzählen, wie's mir geht? Da hast Du's mit einem Worte: miserabel.

Richard (sich umsehend): Das ist nicht der Eindruck, den Dein Heim hervorbringt.

Victor: Du spielst auf den umgebenden Reichthum an ... Ach, mein Lieber, Gold —

Richard: Ist bekanntlich nur Chimäre, aber eine recht annehmbare —

Victor: Das gebe ich zu. Nicht nur anzunehmen, auch zu erkämpfen und zu erjagen ist das

Ding; aber es um den Preis seiner ganzen Existenz aus der Hand einer Frau zu erkaufen, da lohnt sich's nicht, ich versichere Dich ...

Richard: So? Macht Dich Deine Frau unglücklich?

Victor: Sie und meine Heirath — meine ganze Lage — —

Richard: Vielleicht nur ein Spleenanfall, mein Lieber. Es geht Dir zu gut, Du bist genußüberdrüßig geworden. Oder hast Du bestimmte Klagegründe? Ist Deine Frau ein Drache? Betrügt sie Dich?

Victor: Schlimmer noch —

Richard: Ist sie etwa mangelhaft erzogen, und macht sie ihrer Stellung Schande?

Victor: Gräfin Ottilie F. ist die vornehmste große Dame, die man sich denken kann, „distinguirt", «comme il faut» im höchsten Grade ...

Richard: Also worin liegt das Unglück? Laß mich nicht länger rathen, sondern schütte mir Dein Herz aus, klage mir die ganze Leidensgeschichte vor. Wenn Du erlaubst, zünde ich mir dazu eine Cigarette an. Also laß hören.

Victor: Meine Frau verabscheut mich.

Richard: Und Du bist nun rasend verliebt in sie; das ist ja ein bekannter Schauspielstoff.

Victor: Nein, ich kann sie nicht leiden, und das ist das Tragische an meinem Geschick. Wir sind uns gegenseitig in der Seele zuwider; harte, böse Worte sind zwischen uns gefallen. Wir vermeiden es soviel als möglich, einander zu begegnen, sprechen oft tagelang kein Wort.

Richard: Ja zum Kuckuck, warum laßt ihr euch dann nicht scheiden?

Victor: Weil wir dadurch beide das verlören, was diese unglückliche Ehe veranlaßt hat: sie das Ansehen ihrer Stellung, ich den leidigen Reichthum.

Richard: Wie Du mir in einem Briefe, den Du als Bräutigam schriebst, zu verstehen gegeben, war Frl. Mayer schwärmerisch verliebt in Dich und das Geld nanntest Du damals nicht „leidig".

Victor: Verliebt in mich? Das war eine Komödie gewesen, eine Falle. Meine Frau hat mir's selbst gestanden, und zwar am ersten Tag unserer Ehe. Denke Dir, wie das kam. Der Eisenbahnzug, der uns auf die Hochzeitsreise führte, war aus der Halle gefahren, und ich nahte mich meiner eben Angetrauten mit der Absicht, mich ein wenig zärtlich zu zeigen; denn erstens betrachtete ich dies als die mir unter obwaltenden Umständen zufallende Pflicht, zweitens hatte ich die letzten Tage hindurch, und besonders während Trauung und Hochzeitsfrühstück, an meiner Braut ein allerliebstes Mundwinkelchen entdeckt, das ich mich, trotz meiner Leidenschaft für die Höllenmann, schon die ganze Zeit über zu küssen freute. Aber siehe da: mit einer des Burgtheaters würdigen Geste wies sie mich zurück und hielt mir eine offenbar einstudirte Rede des Inhalts, daß jetzt die Masken fallen könnten, — daß wir uns gegenseitig kennen lernen sollten; sie habe sich einen gräflichen Titel gekauft, den ich niedrig genug gewesen, sammt meiner Person für ihr Geld loszuschlagen, daß sie aber auf letztere,

auf meine Person nämlich, gänzlich verzichte und sie neidlos der Höllenmann überlasse. — Auf mein staunendes, vermuthlich eine Frage ausdrückendes Gesicht antwortete sie: Woher ich das weiß? Durch einen Zufall: Mein Kammermädchen ist die Schwester des Höllenmann'schen Kammermädchens, und deren Verehrer, dem vierzehn Tage nach der Hochzeit 20,000 Fl. ausgezahlt werden sollen, welches Versprechen ich ganz bereit bin, einzulösen, ist der Vetter dieser beiden Zofen, und so weiß ich alles — alles." Hierauf lehnte sie sich zum Fenster hinaus und betrachtete die Landschaft.

Richard: Und Du?

Victor: Ich spürte, daß ich eine klägliche Figur abgab, und habe mich seither aus dieser Rolle nicht mehr herauszuheben gewußt.

Richard: Im Grunde genommen hat Deine Frau so unrecht nicht. Es war doch ihrer Mitgift wegen, daß Du —

Victor: Als ob das so etwas ungewöhnliches wäre —, als ob nicht täglich . . .

Richard: Freilich kommt es täglich vor, daß solche Geschäfte abgeschlossen werden. Und da der Contract, der diese Geschäfte besiegelt, zufällig ein Heirathscontract ist, so werden daneben die Merkmale des Heirathsbundes, als da sind Zusammenleben, gegenseitige Liebesbetheuerungen u. dergl., zur Schau getragen, was im Grunde nur Komödie ist; und Gräfin Ottilie F. hat eigentlich sehr ehrlich gehandelt, diese Komödie abzulehnen. Für Dich wars's ja doch auch bequemer und zweckentsprechender.

Victor: Man sollte glauben, aber dem ist nicht so. Ohne diese — Komödie bleibt so vieles häßliche zurück, daß einem vor der ganzen Sache ekelt. Freilich habe ich dasjenige erreicht, was durch meinen Heirathsantrag bezweckt war: alle meine Schulden sind bezahlt, ich bewohne einen Palast in Wien und ein fürstlich eingerichtetes Schloß in Böhmen, ich halte Pferde und Hunde, so viel ich will, mein Koch würde den Lucullus befriedigen, mit einem Wort: ich bin reich. Aber glaubst Du, daß ich mich reich fühle? Nein, ich habe das Bewußtsein, das demüthigende Bewußtsein, nicht einen Heller mein zu nennen. Alles, was mich umgiebt, die Zimmer, die ich bewohne, das Pferd, das ich reite, der Rock, den ich trage, der Wein, den ich trinke, alles gehört eigentlich ihr, alles wird von ihr bezahlt; wenn auch das Geld mitunter durch meine Hände geht, es kommt aus ihrer Kasse, und auf dem Wege aus der Kasse bis zum Lieferanten fliegt es mir mit einem Ohrfeigenschlag am Gesicht vorbei. . .

Richard: Welche Idee!

Victor: So empfinde ich es. Wäre meine Frau wirklich in mich verliebt gewesen, wie ich wähnte, — oder wäre wenigstens die betreffende Komödie der ehelichen Gemeinschaft gespielt worden, so hätte ich doch den Anschein, ein berechtigter Mitbesitzer an des Hauses Reichthum zu sein; so aber ist alles, was ich erhalte, schlimmer als ein Almosen, es ist jedesmal ein Verachtungssymbol, und je geringer sie mich schätzt, desto reicher fließt

das Geld, und desto antipathischer wird mir die Spenderin.

Richard: Du nimmst die Sache zu tragisch, mein Lieber. Wenn Du schon die Angelegenheit als eine geschäftliche betrachten willst, so bedenke, daß Du zur Association Deinen redlichen Theil beigetragen hast und daher als Partner der rechtmäßige Mitbesitzer der Firma bist. Sie gab das Geld, Du gabst den Namen.

Victor: Das heißt: sie war die Käuferin, ich der Verkäufer.

Richard: Du irrst. Es war nur ein Waarentausch. Ihr galt der Grafentitel so viel, als Dir die Million werth war; Du hast mit Deinem Namen bezahlt, und sie hat sich auch verkauft: ihr Leben, ihr Herz, ihre Liebesberechtigung — alles das hat sie einem ihr gleichgültigen Manne hingegeben als Preis für die neunzackige Krone.

Victor: Dein ganzer Trost besteht also darin, daß sie nicht besser ist, als ich. Das weiß ich längst, und ich verachte sie eben so aufrichtig, wie ich von ihr verachtet werde. Aber gestehe, daß dies ein charmantes eheliches Verhältniß ist.

Richard: Nun, und die Höllenmann, hast Du sie aufgegeben?

Victor: Sie hat mich aufgegeben, mein Verehrter. Ich habe natürlich aufgehört ihr Geschenke zu machen, denn mit dem Gelde der Frau den Schmuck der Geliebten zu bezahlen, das schien mir doch gar zu abscheulich, und da hat sich die Holde von mir ab- und einem reichen Bankier —

was das Schlimmste ist, meinem eigenen Schwiegervater — zugewendet.

Richard: Und so ist Dein Herz ganz leer?

Victor: Voll ist es, — voll Bitterkeit und Haß.

*

An demselben Morgen hatte die Gräfin Ottilie von ihrer Freundin einen acht Seiten langen Brief erhalten, der mit folgenden Worten schloß: „Nun habe ich Dir meinen Mann, meinen Haushalt, meine Existenz haarklein beschrieben, und es geht aus allem hervor, daß ich, trotz der Bescheidenheit unserer äußeren Verhältnisse, vollkommen glücklich bin. Jetzt ist es aber auch einmal an Dir, mir über Dein Leben genauen Bericht zu erstatten. Seit den drei Jahren Deiner Verheirathung und unserer Trennung hast Du mir niemals eingehend über Dein eheliches Glück geschrieben; ich weiß nicht einmal, ob Du überhaupt glücklich bist oder nicht. Ich rechne auf eine kategorische Beantwortung dieser Frage in Deinem nächsten Brief."

Unverzüglich öffnete Ottilie ihre Mappe und schrieb:

„Liebe Freundin. Ob ich glücklich sei, fragst Du? Und kategorisch soll ich das berichten? Nun, da hast Du's in einem Worte: kreuzunglücklich bin ich. Es ist aber meine Schuld, ich habe mein Glück auf eine Chimäre gebaut. Titel und Rang wollte ich erlangen und habe dafür aller anderen irdischen Glücksberechtigung, nämlich dem Anspruch auf Liebe, auf Familien-

freuden, kurz auf das Beste und Edelste, entsagt eines Trugbildes halber. Ich habe einen ungeliebten Mann genommen, einen Mann, der auch mich nicht leiden mochte, sondern mich nur um des Geldes willen gefreit hat, ein Umstand, der ihn mir verächtlich erscheinen ließ. Diese Verachtung habe ich ihm offen gezeigt, wodurch eine Kluft zwischen uns entstanden ist, die nicht mehr ausgefüllt werden kann. Und diese Heirath bin ich eingegangen, um „Frau Gräfin“ zu heißen. Das Schlimmste ist, daß bei dem ganzen Handel mein Ehrgeiz seine Rechnung nicht einmal gefunden hat; denn die wahren Freuden des Ranges, wenn es wirklich solche giebt, sind mir nicht zutheil geworden. Trotz des großen Namens, den mir mein Mann gegeben, will sagen verkauft hat, bin ich doch keine „Geborene“, und die „Geborenen“, die Ahnenbesitzerinnen, lassen es mich fühlen; ich habe nicht Zutritt bei Hofe, kurz das, was ich als Lohn zu erwerben dachte, hat mir Strafe gebracht. Statt befriedigten Hochmuths bringt mir meine Stellung täglich eine neue Kränkung meines Stolzes; wäre ich dieser hochfahrenden Aristokratie fern geblieben, so hätten sie meine Existenz ignorirt und ich die ihre; so aber, weil ich dem Namen nach zu ihr gehöre, bin ich ihnen nahe gebracht, um ihre Geringschätzung nur desto besser zu fühlen. Ich hasse sie alle und hasse denjenigen, der mir für so hohen Preis eine Krone verkauft hat, die eine Krone aus Goldpapier ist; ich hasse mich selber

am meisten, daß ich diesen unedlen und ungeschickten Handel eingegangen bin."

Wieder überlas die Gräfin, was sie geschrieben, und wieder warf sie das zerrissene Blatt in den Papierkorb. Sie nahm einen zweiten Bogen herbei, füllte denselben mit gleichgültigen Neuigkeiten und schrieb zum Schluß:

„Was Deine Frage über mein Glück betrifft, so staune ich, daß Du dieselbe an mich stellst. Was sollte mir denn fehlen, um zufrieden zu sein? Die ganze Welt wird Dir bestätigen, daß wir ein glückliches Paar sind."

Ottilie sagte wahr: die ganze Welt war dieser Meinung. Alle, die den Grafen und die Gräfin F. persönlich oder auch nur von Sehen kannten, sprachen mit schlecht verhehltem Neid über diese beiden.

„Wie hübsch sie ist."

„Und er auch."

„Das kolossale Vermögen!"

„Der schöne Name!"

„Ach — es giebt doch wirklich Leute, die alles, alles haben!"

VIII.

3. † Eugen Ferdinand Walther Graf von Wettstein, geboren 5. Juli 1830, † 5. Sept. 1870. Ritter des Deutschen Ordens, Legationsrath, vermählt 12. Juni 1860 mit Ottilie Ernestine Franziska, geb. 17. Nov. 1838, Tochter des † Freiherrn Rudolf v. Hanthal und der † Freiin Marie geb. Gräfin Sonnberg, Stern-Kreuzordens- und Palastdame J. M. d. Kaiserin Elisabeth. Wiedervermählt 7. März 1875 mit Richard Rahden, Dr. med.

Tochter:

Ernestine Victoria Marianne, geb. 4. März 1868.

„Aber Erna, was wird denn das für ein sonderbares Gebäude? Eine Villa, mit zwei Kirchthürmen daran?"

So fragt Gräfin Ottilie Wettstein, indem sie die Stickerei in den Schoß sinken läßt, um dem Spiele des Töchterchens zuzusehen. Sie sitzt auf einem in die Nähe des Ofens geschobenen Fauteuil, neben welchem ein Tischchen steht, auf dem zwischen Arbeitskorb und Blumenvase ein offenes Buch liegt.

Das Wohngemach ist geschmackvoll, aber ohne Luxus eingerichtet. Ebenso einfach ist auch die Erscheinung der jungen Frau. Blasser Teint, ernster Gesichtsausdruck, gescheiteltes Haar, schmuckloses Hauskleid aus schwarzem Kaschmir. Dabei aber eine unverkennbare Vornehmheit in den feinge-

schnittenen Zügen, in der hohen Gestalt, in den weißen rosenfingerigen Händen. Die Kleine, ein wunderhübsches Kind von ungefähr sieben Jahren, mit goldblonden, bis über den Gürtel herabfallenden Locken, sitzt auf dem Teppich inmitten von allerlei Spielzeugschachteln und fügt hölzerne Bausteine aufeinander.

„Das ist das Haus von Prinzeß Dornröschen", antwortet sie auf die Frage ihrer Mutter.

„Die schlief ja in einem Schloß im Walde."

„O, jetzt ist sie schon wach und wohnt beim Prinzen ... und der ist ein Bischof und braucht Thürme; und", — fügt sie hinzu, indem sie aus einer zweiten Schachtel allerlei Sachen hervorholt und dieselben eifrig aufstellt, — „hier ist ein hübscher Schweinestall, — ein Taubenhaus, — ein Brunnen — ein Gartengitter, hier" — sie greift in eine dritte Schachtel, — „hier geht ein Löwe spazieren und hier ein — ein ... Wie heißt dieses Pferd mit dem langen Hals, Mama?"

„Das ist eine Giraffe. Soll der Prinz darauf ausreiten?"

„Nein, der sitzt im Hause drinnen, auf einem goldenen Thron ... Und wie heißt dieses Thier, mit den zwei Bergen auf dem Rücken?"

„Das heißt Dromedar."

„Kann ich eins haben, Mama zum Christkind, ja? Ein zahmes?"

„Ich fürchte, ich werde Dir doch etwas Anderes geben müssen, mein Schatz."

Ein Stubenmädchen öffnet die Thür und meldet,

indem sie den Genannten gleichzeitig einläßt: „Herr Doctor Rahden!“

„Ah, willkommen, Doctor! Sieht man Sie wieder einmal?“ sagt die Gräfin, dem Eintretenden die Hand entgegenstreckend.

Dieser, ein fünfunddreißigjähriger Mann von elegantem, einnehmendem Aeußern, führt die dargereichte Hand an seine Lippen und antwortet:

„Ich habe Ihr Haus so lange gemieden, Gräfin, weil ich Epidemie-Kranke zu behandeln hatte und die Ansteckung nicht hierherbringen wollte. Auch haben Sie ja, Gott sei Dank, meine Dienste nicht nöthig.“

„Sie wissen sehr gut, lieber Rahden, daß mir Ihre Besuche nicht nur vom professionellen, sondern auch vom freundschaftlichen Standpunkte werthvoll sind. Setzen Sie Sich ... Mach' ein wenig Platz, Erna; der Herr Doctor zertritt Dir sonst Deine Giraffe oder wirft Dir Deinen Kirchthurm in den Brunnen ... Spiele lieber dort, in der anderen Ecke, liebes Kind.“

Die Kleine schaut zu Rahden auf: „Dann hilf mir, Schachteln tragen, Onkel Doctor; zuerst muß das Alles wieder hinein.“ Und sie beginnt, die Spielsachen einzuräumen.

Der junge Mann kniet neben ihr nieder und hilft ihr die Schachteln füllen.

„Aber Doctor, Sie richten ja schauerliche Verwirrungen an“, lächelt Ottilie. „Sie räumen die Menagerie in die Meierei-Schachtel und legen die Bau-Quadern zum Küchengeschirr.“

Nach einer Weile ist Erna am anderen Ende des Zimmers mit ihren Spielereien beschäftigt. Sie hat noch ein paar kleine Theaterpuppen dazugeholt und bevölkert ihren Garten und ihr thurmflankiertes Haus, zu welchem jetzt noch ein griechischer Säulengang führt, mit allerlei Figuren, die nacheinander und gleichzeitig alle Märchen und Geschichtchen abspielen, die sie jemals erzählen gehört: Aschenbrödel unterhält sich mit dem braven Löwen, dem der Androkles den Dorn ausgezogen; die heilige Genofeva geht in der Säulenhalle auf und nieder, um „das Gruseln zu lernen"; Abraham, der Patriarch, Rübezahl, der Berggeist, und Scheherezade, die Sultanin, sitzen nebeneinander am Brunnen und studieren das ABC. Die Kleine, — Dichter, Professor und Regisseur, — führt für Alle das Wort und ist vollkommen glücklich.

Rahden, der sich auf den Wink der Gräfin einen Stuhl neben das Tischchen gerückt, nimmt das aufliegende Buch zur Hand und blättert darin.

„Was lesen Sie da, Gräfin? Ueber Kindererziehung, — immer und immer nur der Eine Gedanke!"

„Was wollen Sie, Doktor? Ich habe ja nichts Anderes auf der Welt. Sie wissen es ja: ich lebe nur in diesem . . . Kinde."

„Ich weiß es und — mißbillige es. Die Zurückgezogenheit, die Freudenleere Ihrer Existenz wirkt schädigend auf Ihre Gesundheit. Wenn man jung und schön ist, wie Sie —"

„O Doktor Rahden, nur nicht diese Sprache!"

unterbricht ihn Ottilie lebhaft. „Nur nicht, als ärztliche Verordnung, Theater, Bälle oder gar — eine zweite Verheirathung! In meinem Sinne ist für nichts Platz, als für die Trauer um meine Todten! Sie wissen, ich habe Mann und Eltern und eine geliebte Schwester im Verlaufe der letzten vier Jahre verloren; — für nichts habe ich Sinn, als für meine Todten und meine Mutterliebe."

„Es ist ein schweres Unrecht, Gräfin, das Sie da an Sich verüben. Das Leben will in der Gegenwart gelebt sein. Die Trauer um die Abgeschiedenen und die Hoffnung auf die Zukunft eines Kindes genügt nicht, um es auszufüllen. Wie, wenn, — ich als Arzt erfahre es nur zu oft, wie zerbrechlich solch ein Kinderleben ist, — wenn —"

„O, sprechen Sie eine so grausame Möglichkeit nicht aus!" ruft Ottilie schaudernd. „Erna, mein Schatz, zieht es nicht dort vom Fenster her?"

„O nein, Mama."

„Und, — um auf Ihre Verordnungen zurückzukommen, — glauben Sie denn, daß mir weltliche Vergnügungen auch wirkliches Vergnügen bieten? Ich bin eine stille, schlichte Natur, und in gefüllten Salons fühle ich mich gelangweilt, um nicht zu sagen, unglücklich. Verwandte und nahe Freunde besitze ich hier nicht, und unter Fremden — mögen sie noch so liebenswürdig thun, — komme ich mir vereinsamt vor. Uebrigens thut man auch nicht gar so liebenswürdig mit mir und giebt sich weiter keine Mühe, mich aus meiner Zurückgezogenheit herauszureißen, — denn ich bin nicht reich. Wenn

man einen so glänzenden Namen trägt, wie ich, so soll man auch ein bedeutendes Vermögen haben..."

„Sie sind, das weiß ich schon lange, sehr stolz auf Ihren Rang . . ."

„Ich leugne es nicht."

„Und Ihre größte Lebensfreude ist es also, „hochgeborene Gräfin" titulirt zu werden?"

„Meine größte, — vielmehr meine einzige Lebensfreude ist Erna."

„Immer nur Erna!"

„Sie werden es auch einmal erfahren, lieber Rahden, daß man so ganz in einem theuren Wesen leben kann. Wenn Sie einmal lieben werden und heirathen . . ."

„Ersteres ist der Fall, Frau Gräfin. Ich trage, — schon lange, — eine tiefe Liebe im Herzen. Aber heirathen? . . . Sie wollte mich nicht —"

„Da hatte sie unrecht. Ein bei solcher Jugend schon so hochberühmter Arzt, dabei ein so vortrefflicher, liebenswürdiger Mensch, — nun sind es schon vier Jahre, daß ich Sie kenne, — ich glaube, Sie würden ein Mädchen sehr glücklich machen."

„Das ist ein gütiges Urtheil, und ich danke Ihnen dafür."

Er stand auf: „Ich muß leider wieder fort, — meine Kranken erwarten mich."

Ottilie reichte ihm die Hand:

„Adieu, — kommen Sie recht bald wieder."

„Recht bald? Die Bedingungen, unter welchen ich Ihr bestallter Hausarzt bin, lauten: Alle vierzehn Tage einmal nachzusehen, wie es der Kleinen geht".

„Verzeihen Sie, wenn meine Aufforderung unbescheiden erschien.“

„Sie mißverstehen mich, Frau Gräfin. Diese Bemerkung war im Gegentheil als Klage gemeint, daß ich nur zu so seltenen Besuchen berechtigt bin. Ich habe mich schon dabei ertappt, Ihnen eine ordentliche Krankheit zu wünschen, damit ich täglich gerufen würde.“

„Der Wunsch, mich öfters zu sehen,“ entgegnet Ottilie lächelnd, „kann doch wohlfeiler erfüllt werden, als auf Kosten meiner Gesundheit. Machen Sie mir nur einfach, wenn Sie dazu Zeit haben, einen freundschaftlichen Besuch. Ich bin nicht gar so menschenscheu, daß mir die gelegentliche Unterhaltung mit einem sympathischen Menschen nicht auch angenehm wäre.“

Rahden küßt ihr die Hand: „Also ich darf wiederkommen? Wann?“

„Bald“, antwortet Ottilie freundlich.

„Heute Abend?“

Ihr Gesicht verfinstert sich. „Nein“, sagt sie kalt. „Abends empfange ich nicht.“

*

An demselben Abend um elf Uhr steht die Gräfin an dem Bettchen ihrer Tochter und beugt sich mit ängstlicher Miene über die Kleine herab. Sie legt die Hand auf Erna's Stirn. „Der Kopf brennt . . . thut er Dir weh? . . . Und im Halse hast Du auch noch Schmerzen? . . . Trinken willst Du? — Ach, ich weiß nicht, was ich Dir geben

darf . . . Wenn nur schon der Doktor käme! Er muß gleich hier sein, Kind . . . Ach, Gott sei Dank, da höre ich ihn kommen." Sie stürzt dem Eintretenden entgegen: „Ach, Rahden, lieber Rahden! Sehen Sie . . . Sie wollten heute Abend kommen, und richtig, ich mußte Sie holen lassen. Meine Erna, — o Gott, es wird doch nichts sein? Doch nichts Gefährliches?"

Rahden eilt, die Kleine zu untersuchen. Dann stellt er an diese und an deren Mutter die nöthigen Fragen. Hierauf schreibt er eine Verordnung nieder.

Die Gräfin klingelt und übergiebt dem Stubenmädchen das Recept: „Dies augenblicklich aus der Apotheke zu holen". „Es wird doch nichts Gefährliches sein, Doktor?" wiederholt sie ihre Frage von vorhin.

„Das kann ich jetzt noch nicht sagen."

„O, nicht wahr, Sie kommen doch morgen recht früh nachsehen?"

„Die Krankheit kann sich im Laufe der nächsten Stunden zum Schlimmen wenden. Es wird besser sein, wenn ich bei dem Kinde wache."

„Sie wollen hier bleiben? Um Gottes willen. was fürchten Sie denn?"

Rahden zögert.

„Sagen Sie mir die Wahrheit, Doctor, ich beschwöre Sie!"

„Ich fürchte . . . Diphtheritis."

Ottilie schreit auf: „Barmherziger Himmel!"

„Erschrecken Sie nicht so, theure Gräfin. Bei

rechtzeitiger Hülfe ist ja diese Krankheit gar nicht so furchtbar."

„O Rahden, — lieber, guter Rahden, — jetzt lasse ich Sie auch gar nicht mehr fort! ... Aber doch, — wie gut Sie sind! Wenn jede Mutter eines kranken Kindes vom Arzte begehrte, daß er die ganze Nacht opfere — —"

„Für Jede würde ich es nicht thun. Für Eine aber", setzt er leiser und leidenschaftlich hinzu, „gäbe ich auch mein Leben hin."

„Mama, Mama", ruft es vom Bettchen herüber, „trinken!"

Auf ein Zeichen des Doctors reicht Ottilie der Kleinen ein Glas Zuckerwasser, welches diese gierig an die Lippen setzt, dann aber jammernd zurückstößt.

„Trinke, Erna, trinke!"

„Ich kann, — kann nicht", stöhnt das Kind.

*

Drei Stunden später. Die Kranke, welcher es vorhin doch gelungen war, einen labenden Trunk zu thun, ist eingeschlafen.

Ottilie sitzt an dem einen Ende des Bettchens, Rahden an dem anderen. Das Stubenmädchen, welches bisher bei den verschiedenen Dienstleistungen behülflich gewesen, ist nunmehr in das Nebenzimmer zur Ruhe geschickt worden. Im Ofen knistert ein Feuer, dessen Schein auf den Teppich fällt; im Uebrigen ist der Raum nur durch eine Kerze beleuchtet, die auf einem entfernten Tischchen hinter einem Lichtschirm brennt. Man hört die

Pendelschläge einer Wanduhr und die lauten Athemzüge des schlafenden Kindes.

Rahden unterbricht ein langes Stillschweigen, indem er mit gedämpfter Stimme sagt: „Ein gutes Zeichen, dieser Schlaf. Vielleicht tritt das Befürchtete gar nicht ein."

„Gott geb' es", haucht Ottilie mit zum Himmel gehobenem Blicke.

„Legen Sie Sich auf Ihr Bett, Frau Gräfin, und schlafen Sie ein wenig."

„Sie wollen fort?"

„Nein, ich bleibe."

„Wie gut Sie sind, — ich danke Ihnen. Aber ich habe kein Bedürfniß, zu ruhen, — ich könnte gar nicht schlafen. Also bleibe ich hier sitzen."

„Dann lassen Sie mich wenigstens dieses Kissen unter Ihren Kopf legen, — so. Und dieses unter Ihre Füße, — und hier, nehmen Sie auch einen Schluck von dem Zuckerwasser ... Ist das Kissen bequem so?"

Während er diese Dienstleistungen verrichtet und Ottilie seinen Bewegungen mit dankbarem, sanftem Blicke folgt, erfaßt ein Zittern seine Hände, und die Stimme versagt ihm.

„Danke, lieber Freund; ja, so ist's behaglich."

Rahden bleibt über ihre Fauteuil-Lehne gebeugt und betrachtet sie stumm.

„So gehen Sie doch auf Ihren Platz zurück, Doctor!"

Er gehorcht. Es folgt eine minutenlange Pause.

Jetzt richtet sich die Gräfin auf: „War es nicht wieder an der Zeit, Erna's Umschlag zu wechseln?"

„Wir dürfen sie nicht wecken ... O, Gräfin, wenn Sie wüßten, was mich das Schweigen kostet; und ich darf nicht reden, denn —"

„Denn Ihre Gegenwart ist mir nöthig, und ich könnte dem Pfleger meines kranken Kindes nicht die Thür weisen? ...."

„Also wissen Sie —"

„Ich ahne —"

„Und was habe ich zu hoffen?"

„Nichts."

„Das wußte ich längst. Sie haben alle engelgleichen Tugenden, Gräfin Wettstein, neben einem satanischen Laster: Hochmuth."

„Mama, Mama!" ruft die erwachende Kleine.

*

Am folgenden Tage. Des Kindes Zustand hat sich bedeutend verschlimmert: die Diphtheritis ist ausgebrochen.

Der auf Rahden's Wunsch herbeigeholte Medicinalrath erklärt den Fall für äußerst bedenklich. „In der letzten Woche sind hier an hundert Kinder der Seuche zum Opfer gefallen", erzählt er. „Auch ein junger Arzt, der die Unvorsichtigkeit begangen, einem erstickenden Kinde Athem einhauchen zu wollen, ist der Krankheit erlegen. Machen Sie Sich auf das Schlimmste gefaßt, Frau Gräfin." Dann wechselt er noch ein paar leise Worte mit

Rahden, verspricht, am Abend noch einmal nachzusehen, und geht.

Ottilie ist schluchzend auf das Sopha gesunken und jammert laut.

Rahden faßt sanft ihre Hand: „Sie zerreißen mir das Herz, Gräfin Ottilie; weinen Sie nicht so, und verzweifeln Sie nicht ... Ihre Erna wird noch zu retten sein! Wenn Sie an das Schicksal die Frage stellten, die ich gestern an Sie gerichtet: ‚Was darf ich hoffen?‘ so soll es Ihnen noch nicht das grausame ‚Nichts!‘ antworten, welches mir geworden ist.“

„O Rahden, Lieber, Theurer, — retten Sie mir mein Kind, und —“

Erna richtet sich im Bett auf und stöhnt. Die Mutter stürzt auf sie zu.

„Und? ... Was wollten Sie sagen: Und —“ fragt Rahden, ihr folgend.

„Um Gottes willen, das Kind hat keinen Athem!“ schreit Ottilie.

Rahden bückt sich über die Kleine, nimmt sie in seine Arme und legt den Mund an ihre Lippen. Ottilie sinkt in die Knie.

*

Drei Tage später. Der Medizinalrath hat erklärt, daß alle Gefahr für die Kranke vorüber sei. Auch ihr Retter ist gesund geblieben; das Gift, welches sein Athem eingesogen, hat nicht gewirkt.

Ottilie, die infolge der überstandenen Erschütterungen und der durchwachten Nächte bleich

und angegriffen aussieht, sitzt neben dem Bette der kleinen Reconvalescentin. Man hat ihr eben einen Brief überbracht. Sie betrachtet kopfschüttelnd die Schriftzüge auf dem Umschlage.

„Das ist ja von Rahden," sagt sie sich. „Warum kommt er nicht selber; was kann er mir zu schreiben haben?" Da durchzuckt sie ein fürchterlicher Gedanke: „Er ist erkrankt!" und mit zitternder Hand erbricht sie das Schreiben. Dasselbe lautet:

„Hochgeehrte Frau! Ihre zuletzt an mich gerichteten Worte waren: „Doctor Rahden, ich gewähre Ihnen meine Hand.". Ich konnte nichts darauf erwidern, denn im selben Augenblicke trat der Medizinalrath ein. Als ich mich dann gleichzeitig mit ihm entfernte, winkten Sie mir noch zu: „Auf Wiedersehen!"

„Wahrscheinlich erwarten Sie zur Stunde meinen Besuch, und statt dessen erhalten Sie diesen Brief. Mündlich könnte ich Ihnen ja nimmermehr sagen, was ich nun schreiben will, nämlich: daß ich die gebotene Gabe ablehne.

„Das Honorar, welches Sie dem Arzte für die glückliche Kur bieten wollen, finde ich zu hoch; und sowohl meine professionelle Ehrlichkeit als der Stolz meines Herzens sträubten sich, so übertriebenen Lohn zu acceptiren. Ich habe Ihr Kind gerettet, — sagen Sie Sich, — das Theuerste, das Sie besitzen; Dasjenige, wofür Sie leben, habe ich Ihnen erhalten; dafür scheint es Ihnen billig, zum Dank Ihr zukünftiges Leben hinzuopfern. Ich aber, Ottilie, wenn ich wirklich, wie Sie zu

glauben scheinen, mein Leben zu wagen bereit war, um Ihnen einen Schmerz zu ersparen, so war dies eine That der Liebe und kein Opfer; — mit einer That der Dankbarkeit läßt sich dergleichen nicht zurückzahlen. Für Liebe giebt es keinen anderen Preis, als Liebe. Mitleid und Erkenntlichkeit, denen mitunter einiges Wohlwollen entspringen kann, sind nie die Quelle echter Leidenschaft, und nur mit dieser hätte ich mich zufrieden gegeben, — wäre es auch nur ein Funke davon gewesen.

Anbei liegt meine Rechnung: Zehn Besuche zu 5 Mark = 50 Mark. Wenn Sie die Güte haben, mir diesen Betrag zu schicken, so können Sie Sich mir gegenüber als quitt betrachten. So viel für meine ärztliche Bemühung. Für das, was mein Herz für Sie gefühlt und gethan, — das, gnädigste Gräfin, könnten Sie mir nur durch einen beschleunigten Herzschlag begleichen. Und daß man über die Bewegung des genannten Organs keine willkürliche Macht hat, das muß ich, als Physiologe, wissen. Leben Sie wohl!

Richard Rahden."

Ottilie legte den Brief lächelnd aus der Hand. Dann schaute sie nach der Uhr und klingelte.

„Bringe mir Hut und Shawl," sagte sie zu ihrem Mädchen „und für die nächste halbe Stunde übergebe ich die Pflege Erna's Dir."

*

Rahden's Sprechzimmer. Der Diener öffnet die Thür und läßt eine dichtverschleierte Dame ein. Dieselbe bleibt stumm und zögernd am Eingange stehen.

Rahden geht ihr einige Schritte entgegen: „Nur näher, meine Gnädige. Woran leiden Sie?"

Die Dame lüftet den Schleier.

„Ottilie! Sie?!"

Ottilie legt ein Couvert auf einen nebenstehenden Tisch. „Ich — ich bringe die fünfzig Mark, Herr Doktor, um ganz quitt zu sein —"

„Ich verstehe nicht . . . Sie wollen . . . ." stammelt Rahden verblüfft.

„Zwar finde ich die Forderung etwas übertrieben. — aber um nicht länger in Ihrer Schuld zu sein. . ."

„Sie sind grausam, Gräfin . . . Warum erschweren Sie mir so die Pflicht? Sie hier, bei mir, — allein mit mir . . . Fürchten Sie denn nicht, daß ich Ihnen zu Füßen falle und Sie anflehe, mir wieder zurückzugeben, worauf ich so heroisch verzichtet habe? Ich schrieb es Ihnen ja: Die Herzensschläge haben wir nicht in der Gewalt, — und schon fühle ich, wie das meine zum Brustzersprengen pocht . . . Schon droht mir die Erinnerung an alle meine stolzen Vorsätze zu schwinden, — Ottilie!" . . . Und er breitet seine Arme aus.

Sie wirft sich an seine Brust:

„O Du Böser, — Theurer, — Einziger, — hab' ich Dich wieder!"

„Also liebst Du mich doch? Sollte doch aus der Dankbarkeit —"

„Nein, nein! Nicht aus der Dankbarkeit hat sich mein Gefühl entwickelt; schon lange, lange hab' ich Dich im Stillen geliebt . . . Aber mein Stolz, meine Hoffahrt war es, — wie Du ganz richtig sagtest, — mein teuflisches Laster des Hochmuthes, was mich stählte, um Dir gegenüber hart zu bleiben . . . Aber der Hochmuth ist gebrochen, und das hat die Dankbarkeit gethan. Wie? Du rettest mir mein angebetetes Kind, dabei das eigene Leben wagend, — und nicht, um mich zu gewinnen, denn Du verschmähtest ja den Lohn, — nur aus liebendem Opfermuth . . . Und ich sollte nicht auch ein Opfer zu bringen im Stande sein, — das kleine, erbärmliche Opfer meines adeligen Ranges — um Dich und mich glücklich zu machen? Ja, glücklich über alle Maßen! O, wie ich Dich liebe, Richard . . . Fühlst Du es an dem stürmischen Pochen da? Bist Du überzeugt, Physiologe, daß dies wahre, selige Leidenschaft ist?"

Sie reißt sich los: „Jetzt muß ich aber gehen, — im Nebenzimmer wartet noch ein Dutzend Patienten!"

„Nur noch einen Kuß — o, noch einen!"

„Sie sind sehr unbescheiden in Ihren Forderungen, Herr Doktor. Ich dachte, mit den fünfzig Mark sei ich quitt . . ."

Rahden nimmt das Geld-Couvert, welches auf dem Tische liegt und steckt es lächelnd ein:

„Das nehme ich auch als Honorar für meine Kur, und als Preis meiner Liebe nehme ich —"

„Nimmst Du mich!"

IX.

Karl Josef Graf Dehlen, geb. 21. März 1831, Rechtsritter des Johanniter-Ordens, königl. preuß. Kammerherr, Oberpräsident der Provinz Hannover, vermählt 7. April 1873 mit Adelheid geb. 15. April 1852 des königl preuß. Oberstlieutenant Friedrich von Palnow und der Emmeline von Palnow, geb. Freiin von Selbern Tochter.

Sohn:

Norbert, geb. 30. November 1875.

„Die Frau Gräfin zu Hause?"

„Nein", antwortet der Portier.

„Dann übergeben Sie ihr dies, wenn sie zurückkommt."

„Sehr wohl, Herr Baron."

Zwei Minuten später liest die Gräfin, welche sich hat verleugnen lassen, den überbrachten Brief:

„Adelheid! Ich habe vorausgesehen, daß Sie mich nach dem gestern Vorgefallenen heute nicht empfangen würden, und schrieb daher dasjenige nieder, was ich Ihnen sagen muß, nämlich das Wort Lebewohl — auf ewig! Gern hätte ich das traurige Wort zu Ihnen selbst gesprochen, noch ein letztes mal den Saum Ihres Kleides geküßt, aber Sie wollten nicht. Leben Sie wohl, Adelheid, auf ewig! Es gewährt mir eine eigene

grausame Lust, dieses „ewig" zu wiederholen, es ist ein so schwindelnder Begriff, die Ewigkeit. Und wahrscheinlich wissen Sie, daß es für uns Menschen nur eins giebt, was diesen Begriff verwirklicht: der Tod. Leben Sie wohl, Adelheid, auf ewig! Norbert."

Die Gräfin erblaßt. Sie stürzt auf den Balkon hinaus; vielleicht ist der Schreiber noch in Sicht. Richtig, dort am Ende der Straße geht er langsamen Schrittes dahin. Ehe er um die Ecke biegt, sieht er sich noch einmal um, vielleicht um den Fenstern der geliebten Frau noch einen Abschiedsblick zu senden, und jetzt erblickt er diese selbst. Sie winkt, sie ruft. Mit fliegender Eile legt er den Weg wieder zurück; inzwischen ertheilt die Gräfin den Befehl, den Besucher vorzulassen, und in der nächsten Minute tritt Norbert in ihr Zimmer.

Schweigend stehen sich die Beiden gegenüber. Ein paar herrliche Menschen; er sechsundzwanzig, sie zweiundzwanzig Jahre alt; sie blond und zart, er dunkelhaarig und schwarzäugig. Adelheid spricht zuerst.

„Wie konnten Sie mir so schreckliches schreiben?" fragt sie mit leiser und bewegter Stimme.

Er nähert sich und faßt ihre Hände: „Haben Sie Dank, Adelheid, daß Sie mir doch erlauben, Ihnen das Geschriebene ein letztes mal selber zu sagen."

Ohne ihm ihre Hände zu entziehen, läßt sie sich in einen nebenstehenden Fauteuil sinken, und so gleitet er, ihr folgend, an ihre Seite knieend nieder.

„Um Gottes willen, stehen Sie auf, wenn jemand käme!" — Er gehorcht. „Und geben Sie mir den Brief, der dort auf dem Boden liegt. Vorhin, im ersten Schreck, ist er meinen Händen entfallen. Sie wollen sterben?"

„Ja." Es folgt eine Pause, dann fährt er fort: „Ich wußte nicht, daß Sie mich zurückrufen würden. Bei einem persönlichen Abschied hätte ich nichts vom Tode gesprochen. Es klingt immer wie eine leere Drohung. Wahrscheinlich glauben Sie mir auch jetzt nicht, daß ich nicht anders von Ihnen scheiden kann als" —

„Als indem Sie zugleich vom Leben scheiden?" unterbrach ihn Adelheid. „Nein, ich will es nicht glauben; ich soll doch nicht Ihre Mörderin sein? Daß Sie mich fliehen wollen, daß Sie nach dem frevelhaften Liebesgeständniß mir jetzt Lebewohl, und zwar auf immer, sagen, das muß wohl sein, und es macht alles wieder gut. Was Sie mir gestern zu sagen wagten, sei darum verziehen. Aber sterben — wozu sterben?"

„Ich kann ohne Sie nicht leben. Auch das klingt wie eine Phrase, denn es ist schon oft gesagt und oft gelogen worden. Mitunter drückt es aber doch eine Wahrheit aus. Bei mir hat es noch einen andern Sinn: ich weiß nämlich, daß ich, wenn ich lebe, nimmermehr die Kraft hätte, dem gesprochenen Lebewohl treu zu bleiben; immer wieder würde ich in Ihre Nähe zurückkehren."

„Legen Sie den Ocean zwischen uns" —

„Was hilft's? das nächste Schiff bringt mich wieder herüber."

„Also was thun?"

„Sterben."

„Und wie", sagt Adelheid kaum hörbar, „wie, wenn ich Sie nicht überleben wollte?"

„Du liebst mich also?" ...

Sie bedeckt ihr Gesicht mit beiden Händen.

„O, ich wußte wohl", seufzt Norbert.

„Wie? wie konnten Sie das wissen? Ich habe es nie verrathen, mir selber nicht."

„Wenn eine Leidenschaft so heftig ist wie die meine, so muß sie endlich ihren Gegenstand mit fortreißen.

„Und mit dieser Zuversicht im Herzen haben Sie fliehen wollen?"

„Ja, denn Ihr Mann ist mein bester Freund, mein Wohlthäter; ich kann ihn nicht betrügen."

Adelheid wirft den Kopf zurück: „Auch ich könnte es nicht, seien Sie ruhig."

„Ruhig? Einer getheilten Leidenschaft gegenüber ruhig? Willst Du mit mir sterben?"

Sie schaudert, aber sagt nicht nein.

Die Thür geht, auf, und der Diener meldet einen Besuch. Nachdem die Gräfin vorhin befohlen hat, Baron Dornburg einzulassen, ist es ganz natürlich, daß nun auch die Excellenz Generalin X. Zutritt findet.

Norbert nimmt seinen Hut, verneigt sich vor der Hausfrau, grüßt an der Thür die eben eintretende Dame und geht.

*

„Guten Tag, Liebe, endlich komme ich dazu, Sie aufzusuchen.

„Sehr erfreut.“ („Zusammen sterben!“ Dieses Wort und ein dadurch erwecktes Phantasiebild von einer süß-entsetzlichen Todesstunde schwebt ihrem Geiste vor, während sie der Besucherin mit höflicher Zuvorkommenheit einen Sitz anweist.)

„Ich fürchtete schon, Sie böse zu finden, daß ich so lange nicht gekommen.“

„O, durchaus nicht.“

„Aber Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen erzähle, daß meine jüngste Kleine krank war. Ach, Sie haben keine Familie, Gräfin, Sie wissen nicht, was man mit den Kindern für Sorge hat. Da ist mein Aeltester, der mit dem Lernen nicht vorwärts kommt, da ist mein Zweiter, der so schwächlich ist und immer hustet; bei diesem schlechten Wetter wird er sich gewiß wieder erkälten. Finden Sie nicht auch, daß wir für die Jahreszeit schon ungewöhnlich schlechtes Wetter haben?

„Wetter?“

„Sie kommen mir etwas zerstreut vor, Gräfin.“

„Ich? ... Durchaus nicht. Sie sagten: schlechtes Wetter; ich finde auch („So heftige Leidenschaft muß ihren Gegenstand mit fortreißen!“ ..), kühl ist das Wetter zum mindesten, aber — doch nicht übel!“ . .

„Und wie Sie blaß sind, beste Gräfin, sind Sie nicht etwas leidend?“

Adelheid schüttelt den Kopf, und die Generalin bringt das Gespräch auf die Zustände ihrer Kinder

zurück, dann kommt sie auf die gestrige Soirée im Militärcasino, auf die Preise der Lebensmittel, auf den Schnitt der diesjährigen Mäntel. Adelheid giebt auf alles das Antwort, während ihr Herz in glühendem Liebessehnen und kaltem Todesgrauen erbebt.

Nach einer ewig dauernden Viertelstunde empfiehlt sich die Generalin.

Endlich! Adelheid eilt an ihren Schreibtisch und wirft eine Zeile auf das Papier: „Zusammen sterben — es bleibt dabei. Erwarte mich heute Abend neun Uhr."

Sie klingelt. Die Thür wird geöffnet. Die Gräfin, welche dem Eintretenden den Rücken kehrt, schreibt die Aufschrift und klebt das Couvert zu.

„Das augenblicklich an seine Adresse", sagt sie in der Meinung, der Diener stehe hinter ihr, und ohne sich umzusehen, hält sie den Brief hin.

„Hat das solche Eile?"

Erschreckt wendet sich die Gräfin um — ihr Mann!

Er blickt auf die Adresse des eingehändigten Schreibens.

„Unserm lieben Norbert. Vermuthlich eine Einladung zum Diner? Du thust recht, es ist, als ob er seit einiger Zeit unser Haus miede."

Karl Graf Oehlen ist ein Mann von dreiundvierzig Jahren mit dichtem, schon stark ergrautem Haar, eine vornehme und einnehmende Erscheinung.

Adelheid bleibt stumm. Die Lage ist eine entsetzliche. Zwar hat sie entschieden, zu sterben, aber

um welchen Preis! Wenn der Graf den Brief, den er in Händen hält, erbricht, so ist sie verloren. Und Norbert ist verloren, denn ein Duell wäre unausweichlich, und er würde sich gegen seinen Wohlthäter nicht einmal zur Wehr setzen — und verloren auch wäre die selige Vereinigung im Tode . . .

Der Diener, der die Klingel gehört, ist hinter dem Grafen eingetreten.

„Befehlen?“ fragt er nun.

„Dieses sofort zu Baron Dornburg“, sagt Oehlen.

Der Diener nimmt den Brief und geht. Die Gatten bleiben nicht allein, denn in demselben Augenblick treten Besucher ein.

Nach zehn Minuten steht der Graf auf und empfiehlt sich.

„Erwarte mich heute nicht zum Diner“, sagt er zu seiner Frau, der er die Hand küßt; ich speise beim Minister und werde wahrscheinlich erst um Mitternacht nach Hause kommen.“

*

Ein trauliches Herrenzimmer. Alle Vorhänge und Portièren niedergelassen. Eine Hängelampe, die Schreibtischlampe und das Kaminfeuer erhellen den Raum. Auf einem Tischchen liegt ein offenes Revolveretui. Norbert sitzt am Schreibtisch und schreibt:

„Adelheid, lebe wohl! Ich finde kein anderes Wort für Dich als immer wieder dieses selbe

Scheidewort. Wir dürfen einander nicht angehören, auch im Tode nicht. Ich danke Dir aus tiefstem Seelensgrunde für Deinen heroischen Entschluß, doch sage selbst: wenn ich Dich Deinem Manne entreißen soll, wozu hätte dann die Aufopferung meines Lebens genützt? Ich will ja nicht aus Sühne sterben — wir sind beide noch schuldlos —, sondern um mich der Gefahr zu entrücken, meinen Wohlthäter um Glück und Ehre zu berauben. . . Um 9 Uhr wolltest Du kommen? Es ist jetzt sieben. Ich schicke Dir diese Zeilen, und wenn Du sie erhältst, habe ich bereits aufgehört zu sein. Lebewohl!"

„Franz!"

Der Gerufene erscheint.

„Trage dies augenblicklich in das Palais Dehlen und übergieb es ja keinem Diener, sondern" —

„Sondern mir selber?"

Zum zweiten mal an demselben Tage war es geschehen, daß Graf Dehlen in dem Augenblick das Zimmer betrat, als ein Billet, dessen Inhalt ihn näher anging, als er ahnen mochte, ihm in die Hände gespielt ward. Denn auch diesmal hat er dem Diener mit obigen Worten den Brief abgenommen und betrachtet die Aufschrift.

Norbert stürzt heran und will ihm das Papier entreißen:

„Der Brief ist nicht für Dich" —

Der Graf stutzt; dieses erregte Gebahren — jetzt erinnert er sich auch der Blässe und Erregung seiner Frau, als ihr Brief in seinen Händen war.

Aber das Schreiben ruhig in die Brusttasche steckend, antwortet er:

„Nicht für mich, sondern für die Gräfin Dehlen, das bleibt sich ja gleich. Vermuthlich die Annahme oder Absage einer Einladung, welche meine Frau Dir heute geschickt hat."

Unterdeß hat sich der Diener wieder entfernt. Da tritt Dehlen einen Schritt vor, legt beide Hände auf Norbert's Achseln und blickt ihm ins Auge: „Bist Du ein Schurke?"

Norbert erträgt den Blick. „Nein, und daß ich es nicht werden will, beweist jener Brief."

„Eine Erklärung zwischen uns ist nothwendig geworden", sagt der Graf, indem er sich setzt und den jungen Mann durch ein Zeichen auffordert, dasselbe zu thun. „In dieser Absicht war ich auch hierher gekommen; ich will Dir also vorerst sagen, was ich zu sagen mir vorgenommen hatte, noch ehe der Vorfall mit dem Briefe den Dingen vielleicht eine neue Wendung gegeben hat. Ich bemerke schon lange, daß sich in Dir eine große Wandlung vollzogen: der lebensfrohe, zu lustigen Streichen aufgelegte Junge, als den ich Dich stets kannte, hat einem nachdenklichen, um nicht zu sagen trübsinnigen Manne Platz gemacht. In den äußern Verhältnissen war zu solcher Aenderung keine Veranlassung, also mußte sie einem innern Vorgang entspringen; die Folgerung lag nahe: eine unglückliche Liebe" —

„Ja, die unglücklichste, die es für mich geben kann", schaltet Norbert ein.

Der Graf nickt und fährt fort: „Gegen solche Leidenschaft giebt es nur ein Mittel: die Entfernung. Und da habe ich mich ans Werk gemacht, Dir einen Viceconsulatsposten in Kleinasien zu verschaffen. Es ist mir gelungen, und diese Nachricht habe ich Dir heute bringen wollen."

„Und so häufst Du Güte auf Güte über mich!"

„Du weißt, ich habe Dich immer wie einen Sohn betrachtet."

„Ob ich es weiß! Ich habe den Tag, die Stunde nicht vergessen, da meine arme Mutter, Deine im zehnten Grad entfernte Verwandte, die Du früher nie gekannt, mich zu Dir führte und sagte: „Was soll aus diesem Knaben werden? Vor acht Tagen haben sie seinen Vater begraben, und ein unheilbares Brustleiden läßt mir kein Jahr mehr Frist; er bleibt — ohne einen Heller ganz allein auf der Welt." Und Du zogst mich freundlich an Dich mit einem Schmeichelwort und bist mir von dieser Stunde an Freund, Vater, Abgott gewesen."

„Allerdings habe ich Dich vom ersten Augenblick an in mein Herz geschlossen, und ich versichere Dich, der schmerzlichste Schlag, der mich treffen könnte, wäre, Dich als meiner fernern Freundschaft unwürdig zu erkennen. Du sagst aber (den Brief aus der Tasche ziehend), daß dieses Schreiben das Gegentheil beweist? Soll ich es lesen?"

Norbert machte ein bejahendes Zeichen.

Der Graf zerreißt das Couvert. Bewegt und bis in die Lippen erbleichend, überliest er die wenigen

Zeilen mehreremal. Dann blickt er auf, und sein Auge fällt auf das offene Pistolenetui. Darauf hindeutend, fragt er bang:

„Du wolltest“ —

„Sobald der Diener den Brief fortgetragen hätte“ —

„Und sie? Sie wollte kommen? Laß mich auch lesen, was sie geschrieben, ich bitte Dich Norbert!“

„Hier. Du siehst, sie hätte einen Verrath an Dir nicht überlebt.“

„Zusammen sterben. — Thörichte Kinder! — Sie liebt Dich also?“

„Ein Abgrundsschwindel hat sie erfaßt, weiter nichts“ —

Franz, der Diener, tritt herein. Er nähert sich seinem Herrn und meldet ihm leise:

„Eine dicht verschleierte Dame ist draußen.“

„Sie ist gekommen“, sagte Norbert in englischer Sprache zum Grafen, „was nun?“

„Lasse sie ein; ich bleibe hinter jenem Schirm. Theile ihr Deinen geänderten Entschluß mit, nach Syrien abzureisen; sprich zu ihr, wie Du in Deinem Brief und zu mir gesprochen; sie wird Dein Haus dann reinern Herzens verlassen, als sie es betreten hat, und braucht niemals zu erfahren, daß ich um euer Geheimniß gewußt.“

„Du edler Mann!“

Norbert befiehlt dem Diener, die Dame hereinzuführen.

Dehlen verschwindet in sein Versteck, und Adelheid tritt über die Schwelle.

„Ich halte Wort", sagt sie, den Schleier zurückschlagend.

Sie erwartet, daß Norbert mit offenen Armen auf sie zueile, und ist bereit an sein Herz zu sinken. Er aber steht stumm und wie versteinert an den Tisch gelehnt, auf welchem die Pistolen liegen. Die Lage ist eine so furchtbare, daß es dem jungen Manne scheint, als wäre das Gefühlsuhrwerk in seinem Innern zu plötzlichem Stillstand gekommen.

Adelheid tritt näher: „Und so dankst Du mir? — Ah, die Mordwaffe schon bereit?"

Wieder schüttelt sie ein Schauer. Das Wort Tod läßt sich oft leicht hinsagen und schreiben, aber das volle Verständniß desselben, wenn es den Geist durchfährt, versetzt jeden Nerv in zitternde Bewegung. — „Oh, Norbert, es ist fürchterlich . . . Warum dürfen wir uns nicht glücklich und schuldlos lieben?"

Sie bricht in Thränen aus und sinkt in einen Sessel.

„Bisher sind wir schuldlos", sagte Norbert, „lassen Sie uns auseinandergehen, Adelheid."

„Warum sagst Du Sie zu mir? Sind wir nicht todesverlobt? Und auseinandergehen, sagst Du? Jetzt, da ich meine Liebe gestanden, jetzt, da ich diese Schwelle überschritten habe? zwei Verbrechen, die es mir auf ewig unmöglich machen, an der Seite des Gatten zu bleiben — Einen Mann wie den meinen betrügt man nicht — nicht einmal durch einen verschwiegenen Gedanken; er ist der edelste Mensch auf der Welt; ach, wenn ich doch seine Tochter wäre! Aber sein Weib! ich darf es

nicht mehr, seitdem Du meines Herzens Herr geworden bist — und das ist heute geschehen; gestern noch habe ich Dein Geständniß entrüstet zurückgewiesen, aber heute loderte die Flamme auf. Muth, Norbert, laß uns sterben; damit ist alles gesühnt, was wir an Dehlen verbrochen haben; eine geringere Sühne dürfte es auch nicht geben für ein Vergehen gegen Deinen, gegen meinen besten Freund!"

„Adelheid!"

Die junge Frau stößt einen Schreckensschrei aus. Ihr Mann steht vor ihr. Sie fällt auf die Knie. Er hebt sie sanft auf.

„Armes Kind, arme Kinder! Welche Lage! Ich sollte jetzt wohl wüthen und, weil ich unglücklich bin, jemand erschlagen oder mich mit meinem Sohne da duelliren. — Aber ihr seid ja noch unglücklicher als ich, denn scheiden thut weh, und geschieden muß doch sein."

Er klingelt und spricht zum eintretenden Diener:

„Eine Droschke für die Gräfin und mich."

„Wir werden jetzt nach Hause fahren, Adelheid. Und Norbert, dem ich seine Ernennung zum Viceconsul in Damaskus gebracht, reist morgen nach seinem Bestimmungsort."

Er tritt an den Schreibtisch. „Ich will ein paar Worte für Dich niederschreiben, Norbert, und einsiegeln. Das Einzige, was ich von Dir verlange, als Zeichen Deiner Dankbarkeit, auf welche Du mir ja ein Anrecht zuerkennst" —

„Oh!“ ruft Norbert aus, zu erschüttert, um Worte zu finden.

„Das Einzige, was ich verlange, ist Dein Ehrenwort, diesen Brief erst heute über ein Jahr zu lesen. Und während ich schreibe, sagt Euch Lebewohl. Kinder, ich kehre Euch den Rücken und sehe es nicht: tauschet einen Abschiedskuß.“

Und Dehlen schreibt:

„Berlin, den 28. Januar 1874.

Vielleicht ist's ein Verlobungskuß! Heute kann ich Euch das nicht sagen. Unter solchen Umständen darf kein Bund geschlossen werden. Es muß ein Jahr darüber vergehen; es muß sich zeigen, ob diese Liebe die Trennung überlebt. Wenn das der Fall ist, so wird nach einem Jahre unter irgend einem Vorwand die Scheidung des Grafen und der Gräfin Dehlen vollzogen werden, und von letzterer wird einige Zeit später der Gothaische Almanach die Notiz bringen: „wiedervermählt mit Generalconsul Freiherrn von Dornburg.“ Erinnert Euch dann, daß, während das leise Schluchzen Eueres Abschieds an mein Ohr schlug, auch mir eine Thräne, die erste, die ich seit zwanzig Jahren, seit dem Tode meiner Mutter, vergossen, auf dieses Blatt fiel, daß ich da nur an Euer zukünftiges Glück gedacht habe.“

„So, ich bin fertig ich höre auch, daß ein Wagen vor dem Hausthor hält; der Diener wird ihn gleich anmelden. Komm, Adelheid!“

*

Am 29. Januar 1875 betritt Graf Oehlen das Zimmer seiner Frau. Er hält ein Telegramm in der Hand. Adelheid, welche bleich und traurig aussieht, blickt erstaunt von ihrem Buche auf. „Du, Karl?"

Oehlen setzt sich. „Ich habe Dir schon öfter von Scheidung gesprochen," beginnt er. Sie nickt bejahend und seufzt. „Diese Scheidung wäre jetzt unnütz."

„Unnütz? Wie meinst Du das? Eine Strafe nützt ja der Gerechtigkeit immer."

„Eine Strafe? Jetzt frage ich: wie meinst Du das?"

„Nun ja, ist es denn nicht als Vergeltung einer unverziehenen Schuld, daß Du mich von Dir stoßen willst? Ist nicht dein ganzes Benehmen seit jenem unglücklichen Abend, Deine zwar gütige, aber gleichmäßig kalte Behandlung strafend gemeint?"

„Kalt? Ich behandelte Dich wie eine Tochter, und damit habe ich nur (weiß Gott wie schwer! schaltet er leise ein) Deinen ausdrücklichen Wunsch befolgt. Und weshalb sollte Dir eine Scheidung als Strafe erscheinen? Ich wollte sie Dir bieten als Weg zum Glück, aber hier, diese Depesche ... Ich weiß nicht, wie ich Dich schonend genug vorbereiten soll. Norbert" —

„Todt!?" ruft Adelheid erschrocken.

„Nein, schlimmer vielleicht ... Da lies."

Sie entfaltet die Depesche, welche lautet:

„Das betreffende Schreiben erbrochen. Dankbarkeit und Bewunderung verdoppelt. Bin seit

acht Tagen mit der Tochter des rumänischen Consuls verlobt. Liebesheirath im vollsten Sinne des Worts. Brief folgt. Norbert."

„Norbert verlobt! wie freue ich mich!"

„Du freust Dich? Aber Kind, dann ist es ja doppelt unnütz an Scheidung zu denken?"

Adelheid wirft sich dem Gatten an die Brust: „Du willst mir also vergeben? Du willst mich nicht aus diesen Armen verbannen, in denen ich meine Zukunft so sicher und glücklich bergen könnte? O, wenn Du wüßtest, wie ich Dich damals bewundern und lieben gelernt, wie das Fieber meiner Leidenschaft gelöscht ward durch den sanften Hauch Deiner Größe . . . O, Karl, Karl, wenn Du wüßtest, was ich in diesem Jahre durch Deine Kälte, durch Deine Scheidungsvorschläge gelitten — Du fändest mein damaliges Verbrechen gesühnt und" —

Das Gespräch der Gatten dauert noch lange fort. Der Inhalt jenes Briefes muß noch besprochen werden, und überhaupt ist zwischen beiden viel Un- und Mißverstandenes aufzuklären.

Uns bleibt nur noch zu erfahren übrig, daß einige Monate später Gräfin Dehlen ihrem Manne eine Mittheilung zuflüstert, auf welche dieser mit einem frohen Lächeln erwidert:

„Nun, wenn es ein Knabe ist, so soll er Norbert heißen."

X.

Erwein Gabriel ***, geb. 18. Aug. 1815 k. k. Kämmerer und Geh.-Rath, General der Kavallerie a. D. und Inhaber des 4. Drag.-Regiments, vermählt 21. Oct. 1846 mit Natalie, geb. Gräfin L., geb. 20. Oct. 1826, † 1. Januar 1851, k. k. Sternkr.-Dame und P. D.

Sohn:

† Karl Erwein, geb. 30. Januar 1848, † 17. Sept. 1872, Herr der Herrschaften Jalonitz, Radeck und Losko (von seinem mütterl. Oheim geerbt) k. k. Kämmerer, vermählt 26. April 1868 mit Alexandrine Seraphine Judith, geb. Freiin von P., geb. 21. Febr. 1851, k. k. Sternkr.-Dame und P. D. wieder vermählt 1875 (morganatisch) mit Prinz Heinrich Egon von * königl. Hoheit.

Sohn:

Alexander Oswald, geb. 2. Aug. 1870.

Fasching 1874. Ein Toilettenzimmer im gräflich ***schen Palais auf der Ringstraße in Wien. Gräfin Alexandrine steht vor dem Ankleidespiegel und betrachtet ihr zurückgestrahltes Bild, während eine Kammerjungfer auf dem Teppich kniet und Blumenzweige an den Rock des langschleppenden Ballkleides befestigt. Ein Duft von poudre à la maréchale erfüllt den Raum. Ringsum die malerische Unordnung, welche bei halbvollendeter Toilette in solchem Sanctuarium zu herrschen pflegt: abgelegte

Spitzenröcke und Frisirmäntel, fallengelassene Pantöffelchen, offene Schmucketuis, entkorkte Flacons; auf dem Marmor des Putztisches durcheinandergeworfene Elfenbeinbürsten und Schildpattkämme; daneben in Bereitschaft gelegte Handschuhe, Fächer und Bouquet; über der Lehne eines Fauteuils die ausgebreitete schwanenpelzverbrämte Ballumhüllung.

Vier Lampen und in den Armleuchtern des Kaminsimses und des Ankleidespiegels ein Dutzend Kerzen beleuchten das Zimmer blendend hell. Die Diamanten, welche in Form eines Sterns Gräfin Alexandrinens schwarzes Haar, in Form eines Schmetterlings ihre Achselschleife und in Form von Thautropfen die Blumengewinde auf ihrem Kleide schmücken, funkeln in vielfarbigem Feuer. Halsband und Ohrringe jedoch bleiben in der Schmuckkassette liegen; die Gräfin verschmäht es, den statuenhaften weißen Nacken und das zarte Ohrläppchen mit Steinen zu behängen. Was sie eben jetzt im Spiegel betrachtet, ist die stolze Linie dieser blendend weißen Schultern, die sich vom aufgekämmten Hinterkopfhaar bis zum fingerbreiten Achselband in langer Curve herabzieht. Die Freude an der eigenen Schönheit zwingt der jungen Frau ein Lächeln ab, das unter den gluthrothen Lippen den weißen Schimmer der Zähnchen zeigt. Unter halbgesenkten Lidern schaut sie mit demselben Blick von dem sie weiß, daß er so herzzündend wirkt, nach der Seite in das Glas, und dabei hebt und senkt sich die Brust in froher Erregung. Es ist

keine Folgenreihe von Gedanken und kein bestimmtes Gefühl, was dieser Erregung zu Grunde liegt, es sind zehnerlei Bilder und zehnerlei Vorstellungen, die ihr zugleich den Sinn erfüllen. Sie giebt sich gar nicht die Mühe, ihre Gedanken zu sondern und sich Rechenschaft abzulegen über die Motive ihres genießenden Bewußtseins: ist's das herrliche Spiegelbild, der umgebende Luxus, der bevorstehende Kammerball? ist es das unbegrenzte Guthaben an das Leben mit solchen Creditbriefen im Besitze wie Jugend, Reichthum, Rang, Liebreiz und Unabhängigkeit?

„Darf man eintreten?

„Ah Du bist's, Lori — so pünktlich!"

Fürstin Eleonore, zwar keine Schönheit, aber bekannt als die pikanteste und lustigste Frau der wiener Gesellschaft, eilt auf ihre Schwägerin zu und ruft mit ungeheuchelter Bewunderung:

„Ah, deliciös! Du siehst blendend aus! Von Mme. Francine dieses Kleid?"

„Und Du selbst — laß Dich ansehen — süperb!"

„Oh, ich verschwinde neben Dir! Es ist eigentlich erschrecklich groß und edel von mir, mit einer so schönen Schwägerin zugleich den Ballsaal zu betreten — sich so freiwillig auslöschen, todtdrücken, zu nichts zerstäuben zu lassen!"

Alexandra schüttelt lächelnd den Kopf: „Du glaubst kein Wort von dem, was Du da sagst."

„Solange ich lebe, habe ich noch keine Silbe gesprochen, die nicht der Ausdruck ungeschminktester Wahrheit und überlegtester Weisheit gewesen wäre; darum spreche ich auch so wenig."

„Und heißest darum die Schnatterlori. Ich bin bereit; nur noch dieses Armband. Netti, meinen Fächer! — Wir können gehen."

„In die Burg", befiehlt die Gräfin dem Diener, der den Wagenschlag offen hält. Die beiden Frauen steigen ein und setzen sich zurecht. Es gehört eine Kunst dazu, die bauschigen Tuniquen und schweren Schleppen so unterzubringen, daß die Blumengarnituren nicht gedrückt, die Tüllpuffen nicht zerknittert werden.

„Freust Du Dich, Xandra? Das ist ja nach zwei Trauerjahren Dein erster Ball. Und zwei recht langweilige Jahre müssen das gewesen sein, mit meinem gestrengen Herrn Vater als Hausgenossen, mit Deinem Baby als einzige Zerstreuung — und jetzt plötzlich wieder in die große Welt! Ich beneide Dich förmlich. Du mußt ja fast das frische Gefühl der Freude empfinden wie damals, als Du als Mädchen vorgestellt wurdest. Deine erste Erscheinung heute als Wittwe! Du wirst Furore machen, „Passionen" erwecken und vielleicht Dich selber verlieben ... Gieb acht, vermuthlich wirst Du nächstens wieder heirathen, obwohl Du eigentlich keine gar glückliche Erfahrung in der Ehe gemacht hast ... Karl war zwar mein Bruder, aber ich weiß, was er für ein entsetzliches mauvais sujet war, und wie unglücklich er Dich machte. Jener Sturz vom Pferde, der Dich so früh zur Wittwe vorrücken ließ, wurde, glaube mir, von Deinem Schutzengel bewerkstelligt."

„Der arme Karl!"

„Nun ja, Du hast ein gutes Herz, ein weiches, liebebedürftiges ... Und darum sehe ich auch allerlei Lyrisches im Anzug, wenn Dir ein interessanter Tänzer zwischen zwei Walzertouren ein paar süße Worte zuflüstert" —

„Macht das gar so viel Eindruck?"

„Mir nicht. Erstlich wird mir weniger feurig zugesetzt, als es Dir bei Deiner idealen Schönheit droht, zweitens bin ich's gewohnt, und drittens bin ich gar nicht lyrisch: ich komme nie zum Seufzen oder Schwärmen, weil ich über alles in der Welt gleich lachen muß, besonders über die Courmacher. Je sentimentaler sie sind, desto komischer wirken sie auf mich." —

*

Mehrere Stunden später. Die Paare setzen sich zum Cotillon. Eduard Strauß' Orchester intonirt: „Wein, Weib und Gesang." Die Kaiserin (sie trägt eine silbergestickte, hellgraue Atlasrobe; das prachtvolle Haar wallt zur schlanken Taille herab) schickt sich an, dem Tanze zuzusehen. Sie wendet sich an die nebenstehende Dame:

„Wer ist denn diese wunderhübsche Erscheinung, mit welcher Prinz Heinrich den Cotillon eröffnet?"

„Es ist die Gräfin Alexandrine ***, Euere Majestät; dieselbe war zwei Jahre von der Welt zurückgezogen. Ich habe bemerkt, daß unser erlauchter Gast sie den ganzen Abend ausgezeichnet hat."

Und so war es auch. Während des ganzen Balles war Prinz Heinrich fast gar nicht von Alex-

andrinens Seite gewichen; er hat die erste Quadrille und unzählige Touren mit ihr getanzt, er hat am Soupertisch neben ihr gesessen, und jetzt hat er sie zum Cotillon geführt. Er versuchte gar nicht, es zu verbergen, daß sein Herz wie durch einen Blitzschlag in lodernden Brand gerathen war; jeder Blick, den er auf die schöne Frau richtet — und er läßt sie fast niemals aus den Augen — verräth bis zur Leidenschaft gesteigerte Bewunderung. Die Sache war nahe daran, Aergerniß zu erregen hier im Bannkreis der Majestät, wo die Heiterkeit selber einen Anflug von imposanter Würde haben soll, wo Ceremonie und Etikette als Hausgesetze walten und jedes Fest mehr eine Feier vorstellt als ein Vergnügen; denn so wie Musik und Lichterglanz, Gold- und Brocataufwand in der Kirche doch nur zur Verherrlichung des Hochamts dienen, so ist die Prachtentfaltung eines Hof- und Kammerballs trotz Orchester, Tanz und Champagner nur eine Art Hochamt des Fürstendienstes, und wer sich dabei wirklich amüsirt, der Erhabenheit des Ortes vergessend, der begeht eine Art Frevel.

Und so frevelten jetzt Prinz Heinrich und Gräfin Xandra. Diese hatte wohl Triumphe erwartet, als sie sich zu ihrem Wiedereintritt in die Welt rüstete, aber dieser Sieg überflog ihre Träume; ein königlicher Prinz, dabei der schönste und interessanteste Cavalier des Balls war in ihre Bande geschlagen, denn das fühlte sie klar: aus diesem Manne würde sie machen können, was sie wollte: ein unsäglich stolzes und süßes Gefühl! denn nicht

nur weiß sie sich geliebt, sie ist auch selbst getroffen, und wenn sie ihre großen dunklen Augen zu ihrem Tänzer emporhebt, leuchtet aus ihnen deutlich Gegenliebe hervor. Nicht so aus ihren Reden; da wehrt sie standhaft alle Galanterien des Prinzen ab und setzt ihnen Zweifel und fingirte Gleichgültigkeit entgegen.

Die Cotillon-Eröffnungstour ist vorüber. Andere Paare werden zur ersten Figur geholt; der Prinz und Xandra bleiben auf ihrem Platze.

„Sind Sie bereit, unsere Controverse von vorhin wieder aufzunehmen, Gräfin? Wollen wir nun endgültig festsetzen, welcher von uns beiden der beleidigte Theil ist?"

„Ich bleibe dabei, daß ich es bin, königliche Hoheit. Sie sagten mir Dinge, die ich nur glauben könnte, wenn ich mit unwahrscheinlich viel Eitelkeit und Leichtgläubigkeit behaftet wäre. Ist diese Zumuthung etwa nicht beleidigend?"

„Und ich sprach Dinge, welche, um erlogen zu sein, einen ungewöhnlichen Grad von Dreistigkeit, Falschheit und Oberflächlichkeit voraussetzen würden: ist solche Zumuthung nicht die beleidigendere? Nein, ich bin nicht, wofür Sie mich halten, ein Mann, der in Sachen der Liebe Scherz zu treiben pflegt; ich bin überhaupt nicht erfahren im sogenannten Hofmachen, sonst hätte ich wahrscheinlich viel zarter, mit viel weniger Ungestüm die Belagerung Ihres Herzens eingeleitet, aber ich ward selber so plötzlich, so donnerschlagartig von der Leidenschaft erfaßt, daß ich gar nicht Zeit hatte,

zur Besinnung zu kommen, und Ihnen gerade heraus sagen mußte, daß ich Sie vergöttere — und das sollte Lüge sein?"

„Sie sind wohl gewohnt, mein Prinz, wenn Sie in Ihrem Lande solche unvorbereitete Liebeserklärungen losschnellen, daß die loyalen Unterthaninnen sich über derlei Huldbezeigung eines Königsohnes so entzückt zeigen, wie dies die Odalisken sind, denen der Sultan sein Taschentuch zuwirft; ich aber" —

Ein junges Comteßchen zwischen zwei Husarenoffizieren tritt jetzt vor Xandra hin und fragt: „Tapferkeit oder Bescheidenheit?"

„Bescheidenheit" sagt Xandra aufstehend mit einem Blick auf den Prinzen, und sie tanzt mit dem die genannte Tugend personificirenden Husaren davon. Nach einer Tour wird sie an ihren Platz zurückgebracht. In demselben Augenblick aber muß der Prinz eine entscheidende Wahl treffen: Vor ihm steht Erzherzog Ludwig Victor, an jeder Hand eine junge Sternkreuzordensdame: „Veilchen oder brennende Liebe?"

„Brennende Liebe," entgegnete der Gefragte mit einem Blick auf Xandra. Als er sich dann nach beendeter Tour wieder zu seiner Partnerin begeben hatte, setzte er das Gespräch fort:

„Sie wollten mir vorhin zu verstehen geben, was Sie von mir verlangen, Gräfin."

„Und Sie haben schnell genug darauf angedeutet, daß ich da unmögliches verlangte."

„Ja, denn meine Unbescheidenheit geht so

weit, daß ich nicht ruhen und nicht rasten will, bis Sie mir gewähren, was ich vorhin gewählt."

„Ich weiß nicht, Hoheit, ob ich zürnen soll oder — lachen."

„Gibt es denn keinen dritten Fall? gibt es nicht auch beseligende und — selige Gewährung? — Ach, da kommt schon wieder der Vortänzer auf uns zu und will uns zu seinen Evolutionen mißbrauchen!"

*

Am folgenden Mittag in Xandra's Boudoir. In einen Schlafrock von bordeauxrothem Surah gehüllt, sitzt die Gräfin am Kamin. Auf einem nebenstehenden Tischchen ist in zierlichem Sèvresgeschirr das Frühstück aufgetragen. Gräfin Xandra hat schon eine Tasse Thee und ein weiches Ei zu sich genommen und schaut jetzt in das Spiel der Flammen. Ein leises Lächeln trennt ihre Lippen. Da wird sie durch das Geräusch der aufgehenden Thür aus ihren Träumereien geweckt.

„Du, Lori? Und schon im Straßenanzug?"

„Ja, Schatz. wenn ich so faul wäre wie Du, wie sollte ich da allen meinen Pflichten nachkommen? Heute sah ich auf dem Tagesprogramm stehen: zwölf Visiten (hoffentlich finde ich die meisten Leute nicht zu Hause), Conferenz mit meiner Schneiderin, Einkauf von Hüten und Coiffüren, Versammlung im Verein des St. Margarethen-Kirchenbaues und im Verein zum Loskauf der verwahrlosten Heidenkinder, außerdem ein Diner zu vierundzwanzig

Personen bei mir zu Hause und zum Schluß der Ball bei der englischen Botschaft. Bei solcher Geschäftsüberhäufung wirst Du einsehen, daß man nicht Muße hat. um zwölf Uhr noch im Schlafrock sein erstes Frühstück einzunehmen und mit verzücktem Lächeln — bei dem ich Dich eben überrascht habe — von der verflossenen Ballnacht zu träumen. Ich hätte hierzu auch keine Veranlassung — mir hat keine königliche Hoheit den Kopf verdreht. Ich bin überzeugt, die Geschichte von dieser Deiner auffallenden Eroberung bildet heute in allen Salons das Tagesgespräch. Es ist wirklich schade, daß der hohe Besuch heute wieder unsere Stadt verläßt."

„Wie, was? Heute fort? Davon hat er mir nichts gesagt — nein, nein — es ist nicht möglich!"

„Wie Du Dich ereiferst! Ich las es im ‚Fremdenblatt', daß die Abreise Sr. königl. Hoheit auf heute Nachmittag drei Uhr festgesetzt ist. Willst Du vielleicht zur Eisenbahn?"

Ein Diener mit einem großen in Seidenpapier gehüllten Packet in der Hand tritt ein:

„Dies hat der Portier soeben für gräfliche Gnaden heraufgeschickt." Auf ein Zeichen der Gräfin stellt er das Object auf einen Tisch und geht. Fürstin Lori eilt zu dem Tische.

„Du verzeihst schon, ich bin zu neugierig," sagt sie indem sie das Packet von seinen Hüllen befreit: ein vergoldetes Blumenkörbchen mit „brennender Liebe" gefüllt.

Xandra springt auf; „Das ist ja von ihm!"

ruft sie mit glänzenden Augen und mit Wangen, die fast ebenso roth brennen wie die Blumen. Und sie erzählt ihrer Schwägerin die Episode des gestrigen Cotillons.

„Ah, und ein Billet liegt auch dabei. Das Ding ist ja vollständig!" lacht die Fürstin, indem sie ein zwischen den Blättern verborgenes Briefchen hervorzieht. „Da nimm — Adieu, Schatz, ich gehe jetzt fort — erstens habe ich wirklich schrecklich viel zu thun, und zweitens weiß ich aus Erfahrung, daß in manchen Fällen nichts unangenehmer ist als die Anwesenheit eines Dritten; ich lasse Dich also im Tête-à-tête mit Deinem Brief. Adieu, um zehn Uhr Abends komme ich, um Dich wiederabzuholen."

Xandra versucht nicht, die Schwägerin zurückzuhalten; es ist ihr wirklich lieber, mit der Sendung allein zu bleiben. Sobald sich die Thür hinter Lori geschlossen, öffnet sie hastig den Brief: acht eng gefüllte Seiten! Was wird er schreiben?

Solche Lesespannung und solche Lesewonne hat sie noch nie im Leben empfunden. Und was stellt das Geschriebene vor? Im Grunde auch wieder einen Strauß „brennender Liebe". Er sollte heute Wien verlassen, aber das sei ihm unmöglich geworden, sein Schicksal, sein Leben läge jetzt in ihrer Hand; sie wiedersehen, ist das Einzige, was von Werth und Wichtigkeit ist; alles, alles für sie, ohne sie die Welt eine Null. Variationen über dieses Thema in Dur und in Moll, das ist, was diese acht Seiten enthalten, und zum Schluß die Worte: „Heute Abend bei der englischen Botschaft."

*

Abends zehn Uhr. Es wiederholt sich die Scene von gestern in Gräfin Alexandrinens Ankleidezimmer. Abermals steht sie vor dem Spiegel und schließt die letzte Armspange, als ihre Schwägerin hereintritt, um sie zum Balle abzuholen. Diesmal bricht Lori aber nicht in die bei solchen Anlässen übliche Bewunderung der erblickten Toilette aus. Stumm betrachtet sie Xandra von oben bis unten und schüttelt den Kopf. Dann sagt sie in französischer Sprache:

„Schicke die Kammerjungfer weg, ich will Dir etwas sagen." Als die beiden Frauen allein geblieben, fährt sie fort:

„Deine Toilette ist ein Poem, liebe Xandra, aber so gehe ich nicht mit Dir auf den Ball. Wenn meine tolle Schwägerin vor hat, sich jemand an den Hals zu werfen, so will ich wenigstens nicht dabei sein."

„Ich verstehe nicht . . ."

„Aber ich, und Prinz Heinrich wird verstehen, was Deine Toilette mit leserlichsten Lettern geschrieben zeigt: „Nimm mich hin!" Was! Ein ganz schmuckloses, weißes Kleid und statt der modernen Ueberfülle von Blumen, die jetzt jeden Ballanzug mit einer kleinen Ausstellung der Gartenbaugesellschaft wetteifern lassen — sieh mich an, sollte man nicht glauben, über meine Schleppe sei ein Füllhorn ausgeschüttet worden? — also statt ein paar Meter anständiger Guirlanden trägst Du hier an der Brust eine einzige kleine Blüthe brennender Liebe? Aber Kind, wie kann man sich so widerstandslos dem Feind ergeben!"

„Feind? Nein, das ist er nicht, da lies,“ und Gräfin Xandra übergibt der Schwägerin des Prinzen Brief. „Sieh, wie ich geliebt bin, und daß ich ihn wieder liebe, will ich ihm nicht verhehlen; was schadet's, wenn dieses Blümchen es ihm um ein paar Minuten früher sagt als meine Lippen?“

Lori hat den Brief aufmerksam gelesen. „Komm“, sagt sie, indem sie sich auf dem Sopha niederläßt, „setz Dich neben mich und hör mich an. Ich will Dir predigen, meine ganze Weisheit entfalten, und glaube mir, wenn man zehn Jahre lang in der Welt lebt, so sammelt man bei aller anscheinenden Frivolität doch ein gutes Stück Weltklugheit an. Es handelt sich um Dein Glück und um Deine Zukunft, ich werde also ernsthaft sprechen. Vor allem: was erwartest Du?“

„Sagt er's nicht deutlich genug, was ich von ihm fordern kann? alles! Und mit weniger würde ich mich auch nicht begnügen.“

„Mit anderen Worten: Du willst königliche Prinzessin werden?“

„Ich glaube nicht, daß er als drittältester Sohn des Königs das Recht hätte, mich zu diesem Rang zu erheben, aber in morganatischer Ehe —“

„Und wie, wenn er auch daran nicht denkt?“

„Lori, Du beleidigst mich.“

„Du bist ein überspanntes, unpraktisches — und vor allem ein ungeschicktes Kind. Ja, es kann sein — ich sehe es aus diesem Briefe — Du hast vielleicht eine jener Leidenschaften erweckt, wie sie, gleich Katastrophen, nur selten vorkommen, und wie

sie den Mann zwingen, jedes Opfer, jede Narrheit zu begehen, um sein Ziel zu erreichen; nur darf man dieses Ziel nicht so nahe hinstellen, man darf nicht mittelst eines rothen Blümchens noch vor der Attake kapituliren. Nein, Du mußt — um die strategische Sprache beizubehalten, Du mußt Dich auf der Defensive halten."

„Also was soll ich thun? Statt dieses frischen Blümchens einen Carton voll künstlicher Gold- und Silberblumen auf mein Kleid streuen? Ich bin bereit."

„Zu Hause bleiben sollst Du — ja, mach' nur eine heftig verneinende Bewegung. Wenn Du heute auf diesem Ball, zu welchen Dich Seine königliche Hoheit am Schlusse höchstdessen Briefes allergnädigst zu bestellen geruht, nicht erscheinst, so wird die Sehnsucht, der Respekt vor Deinem Stolze, die Furcht, Dich etwa nicht zu erringen, seine Leidenschaft so anfachen, daß er" —

„Oder," unterbricht Xandra, „der Schmerz über meine Fühllosigkeit wird ihn so entmuthigen, daß er morgen abreist und dann — dann kann ich aus Kränkung sterben!"

„Du bist ja selber so närrisch verliebt, Gänschen, daß ich schon sehe: Du wirst diejenige sein, die jedes Opfer bringen will, — Du wirst Dich geberden, daß Prinz Heinrich es noch als eine besondere, Dir zu erweisende Gefälligkeit erachten wird, Dich auf acht Tage zu seiner Geliebten zu erheben. Jetzt machst Du wieder eine heftig entrüstete Geberde — Du bist eine ausgezeichnete

Mimikerin, aber eine klägliche Strategin! Du wirst das große Glück, welches Dir das Schicksal bietet, unwiderbringlich verscherzen!"

Noch eine halbe Stunde spricht Fürstin Lori in diesem Sinne fort, bis endlich Xandra einwilligt, zu Hause zu bleiben.

„So bist Du vernünftig, Schatz; ich werde meinem künftigen Schwager sagen, daß Dein Söhnchen unwohl sei — nein, der Grund wäre zu triftig, ich werde einfach sagen, daß Du nicht kommen wolltest. Morgen erzähle ich Dir dann, wie er verdrießlich in den Sälen herumgestiegen, wie er früh das Fest verlassen u. s. w. u. s. w. Mach' doch kein so weinerliches Gesicht! lebwohl, meine tapfere Xandra!"

*

Nachdem sich die Thür hinter der Schwägerin geschlossen, verwandelt sich das weinerliche Gesicht in ein wirklich weinendes. Ein Kind, das vor der Schwelle eines geschlossenen Zimmers wartet, wo der Christbaum angezündet wird, und dem man plötzlich sagte: „Geh schlafen, heute ist's nichts mit der Bescheerung", könnte nicht bitterlicher weinen, als es jetzt Xandra, nicht im Schmerz, aber in Aerger und Enttäuschung thut. Ach ein solcher Ball wie dieser — so etwas giebt die Ewigkeit nicht mehr zurück!

Endlich trocknet sie ihre Thränen. Sie steht vom Sofa auf, nimmt eine weiße Spitzenschärpe, welche bereit lag, um als Capuchon zu dienen, und

umhüllt damit die entblößten Schultern und Arme. Langsamen Schrittes geht sie aus dem Toilettenzimmer in ihren kleinen Salon. Zum Schlafengehen ist's noch zu früh, auch ist sie viel zu aufgeregt, um Schlaf finden zu können; sie will noch eine Zeit lang aufbleiben und — ja, was denn? Lesen? Unmöglich. In keinem Buche findet sie einen verständlichen Sinn. Auf dem Klaviere phantasiren? Ach, da läßt sich auch nichts anderes spielen als der gestrige Cotillonwalzer. Das Beste ist noch: den hundertmal gelesenen Brief des Geliebten noch einmal durchsehen, jeden Beistrich, jedes I-Pünktchen darin betrachten und an ihn denken, sich vorspiegeln, wie es beim nächsten Wiedersehen sein werde ....

So war bei diesen verschiedenen Versuchen, die Zeit auszufüllen, eine Stunde vergangen, als ein Diener eintrat, welcher der Gräfin meldete, daß Baron Salden, der Adjutant ihres Schwagers, bitte, vorgelassen zu werden, er habe eine wichtige Mittheilung zu machen.

„Jetzt, um zwölf Uhr Nachts?" ruft Xandra erstaunt. „Nun", fügt sie hinzu, „führen Sie den Baron herein."

Nicht ohne Erregung — vielleicht ist ihrem Schwager etwas zugestoßen — geht Xandra dem Besucher entgegen, als sie dessen aus dem Nebensalon sich nähernde Schritte hört, prallt aber zurück, als er über die Schwelle tritt.

„Sie — Hoheit — Sie?" stammelt sie halb erschreckt, halb beglückt.

„Ja, ich . . . Verzeihen Sie, daß ich unter falschem Namen eingedrungen bin, anders wäre ich doch nicht vorgelassen worden."

„Und warum, Prinz? . . Was . . . was führt Sie zu mir?"

Ihre Stimme zittert, und wie sie so dasteht in ihrem wallenden weißen Ballkleid, Diamanten im Haar, erregungsbleich, seinen vorhin gelesenen Brief noch in der Hand und an der Brust die brennend rothe Blüthe, da erfaßt den Prinzen ein zweifaches Entzücken: über die Schönheit dieser Erscheinung und über alles, was sie ihm verräth, und er fällt zu ihren Füßen nieder.

„Alexandrine!" ruft er aus.

Aber jetzt erschrickt sie wirklich, und ihr Stolz erwacht.

„Stehen Sie auf, Hoheit. Wodurch habe ich Sie berechtigt, so räuberisch bei mir einzufallen und die mir schuldige Achtung zu vergessen?"

Der Prinz erhebt sich. „Betrachten Sie mich als unzurechnungsfähig, Gräfin. Als ich auf dem Balle durch Ihre Schwägerin erfuhr, Sie seien zu Hause geblieben und würden nicht kommen, da hielt es mich nicht länger dort. Wie mir die tolle Idee kam, hier einzudringen, ich weiß es selber nicht; aber jetzt, da ich hier bin, muß es zwischen uns ins Reine kommen. Sie haben meinen Brief erhalten? Und sind darum dem Balle ferngeblieben? Hassen Sie mich denn? — Und wenn Sie mich hassen, warum haben Sie sich mit meiner Blume geschmückt, Alexandrine?"

Bei den letzten Worten ist er ihr wieder näher getreten und ergreift ihre Hand. Sie hat nicht die Kraft, ihm dieselbe zu entziehen und während sie sich mit abgewandtem Kopfe in einen Fauteuil niederläßt, gleitet er leise auf ein nebenliegendes Polster in die Knie:

„Hier bin ich wieder zu Ihren Füßen, meine Herrin. Ich flehe um Antwort auf meine Frage!"

Sie wendet langsam den Kopf und blickt ihm ins Auge:

„Hassen? Nein — aber desto mehr fürchten. — Nichts könnte mich tödtlicher kränken als Ihre halbe Liebe, nichts könnte ich weniger missen als Ihre höchste Achtung" . . .

„Also willst Du die Meine sein?"

„Um Gotteswillen, stehen Sie auf, man kommt" . . .

Der Prinz springt auf, aber schon ist es zu spät. Graf ***, Alexandrinens Schwiegervater, steht im Zimmer. Er hat von dem Besuche des Adjutanten erfahren und war von seiner im obern Stockwerk des Palais gelegenen Wohnung voll Neugier und Besorgniß heruntergeeilt und hat jetzt den jungen Mann zu Xandra's Füßen gesehen.

„Papa!" ruft diese bestürzt.

Der alte General ist zornesbleich:

„So überbringt der Herr Adjutant seine Botschaft? und so muß ich meines Enkels Mutter überraschen?"

„Sie befinden sich in einem doppelten Irrthum, Excellenz", sagt Prinz Heinrich heiter. „Ich bin nicht der Adjutant Ihres Herrn Schwiegersohnes, sondern der Prinz von ***, und was Ihren Enkel betrifft, so habe ich soeben um die Ehre geworben, dessen — Stiefvater zu werden."

XI.

Franz Graf von Latterberg, Besitzer des landtäflichen Gutes Großwall mit Hof Alland. Geboren 3. Januar 1804, vermählt 7. Januar 1825 mit Adele, des Freiherrn von Pollan und der Freiin Clara geb. von Hosch Tochter, geb. 7. April 1807.

Sohn:

Hugo, geb. 26. Dez. 1825. K. k. Oberst und Kommandant des 7. Husaren-Regiments. Vermählt 7. Jan. 1850 mit Hermine, geb. 3. August 1830. Tochter des k. k. Botschafts-Rathes Carl Grafen Golsky und der Sarota geb. von Pfahlheim.

Töchter:

1.) Franziska, geb. 17. Febr. 1854, vermählt 7. Januar 1875 mit Otto von Daskowitz, k. k. Oberlieutenant bei Savoyen-Dragoner.
2.) Ida, geb. 10. October 1855.
3.) Isabella, geb. 4. Mai 1857.

„Baden, Vöslau, Wr.-Neustadt — einsteigen. meine Herrschaften!“ Damit öffnet der Schaffner die Thüren des Wartesaals I. Classe. Die Reisenden — es sind deren nur Zwei, welche der Abfahrt des Zuges harrten: eine Dame im Pelzmantel und ein Cavallerie-Offizier — treten auf den Perron hinaus. Sie gehören nicht zusammen, die Dame hat die letzten zehn Minuten regungslos auf einem der grünsammtnen Sophas gesessen, während der

Offizier im Saale auf und nieder geschritten war, manchmal vor der an der Wand hängenden Eisenbahnkarte stehen bleibend, und daselbst die sich kreuzenden schwarzen Linien mit scheinbar größtem Interesse studirend. Vielleicht machte er aber auch nur darum vor der Karte Station, weil dieselbe in der Nähe der pelzverhüllten Dame hing, die er von da mit unbemerkten Seitenblicken beobachten konnte, und von welcher, wie ihm schien, bis zur Kartengegend ein zarter Poudre d'iris- — oder war's Heliotrop? — Duft herüber drang. — Sie ansprechen? . . . Nein dazu hatte er kein Recht. Jedenfalls war sie etwas Anständiges, Vornehmes. Die Fahrkarte war ihr vorhin von einem Diener in Livrée überreicht worden, welcher auf ihren Befehl: er solle das Gepäck aufgeben, mit: „Sehr wohl, Ex'lenz" geantwortet hatte. Eine junge Excellenz jedenfalls — oder täuschte die Abenddämmerung und der Gaze-Schleier? . . . Des jungen Mannes Neugierde ist angeregt, und er faßt den Entschluß, womöglich dasselbe Coupé zu besteigen, wie seine Wartesaalgenossin.

„Damencoupé?" fragt der Schaffner.

Dem knapp hinter der Excellenz einhergehenden Officier bangt — aber die Dame schüttelt verneinend den Kopf und steigt in den ersten besten, zufällig ganz unbesetzten Wagen. Der andere hinterher.

Der Bediente übergiebt jetzt seiner Herrin den Gepäckschein, legt den Reisesack in das Netz und geht fort. Eine Weile später kommt der Schaffner

zwickt die Billete ab, schließt die Waggonthür, und der Zug setzt sich in Bewegung.

Die Deckenlampe verbreitet ein ungenügendes Licht. Frisch eingeschobene Wärmflaschen strömen warmen Dunst aus, und der Heliotrop-Duft flattert jetzt ganz kenntlich durch den engen Raum. Die Excellenz läßt den Pelz von ihren Schultern gleiten und zeigt eine zierliche, in graues Reisekleid gehüllte Gestalt. Auch der Officier knöpft seinen Mantel auf, wobei er sich als Dragoner-Rittmeister entpuppt, und seufzt:

„Wirklich zu warm hier."

Die Feinheit dieser Bemerkung scheint auf die Reisende keinen Eindruck zu machen, da sie in keiner Weise — nicht einmal durch bejahendes Kopfnicken — darauf reagirt.

Der Dragoner aber — da er sich schon einmal in den Strudel der Conversation gestürzt hat — fährt muthig fort:

„Diese Wärmflaschen sind überhaupt ... eigentlich ... ich glaube wenigstens gar nicht ... d. h. im Grunde — ungesund.

Keine Antwort.

„Himmelkreuzschwerenoth, wie du nur so dumm daher reden kannst!" apostrophirt sich der Rittmeister im Stillen. „Recht hat sie, die Excellenz-Fee, stumm zu bleiben und eines wildfremden Kriegers Ansichten über Wärmflaschen nicht weiter ergründen zu wollen ... Aber dieser böse Eindruck muß verwischt werden — schon um die Ehre der k. k. Armee zu retten ... Die Dame könnte sonst noch glauben,

daß ich über Maxim-Kanonen auch keine klarere Vorstellung . . . im Grunde trifft es zu, denn „überhaupt“ und „eigentlich“ wirkt eine solche noch einigermaßen ungesünder als eine Wärmflasche . . . Was nützt es, daß ich mit mir selber so scherzhafte Aperçus austausche, während wir Beide stumm dasitzen — sie, über meine Ungeschicklichkeit verächtlich triumphirend, und ich — bis über die Ohren blamirt? . . . Das ist doch auf die Dauer nicht auszuhalten.“

Unterdessen macht sich auch die Andere ihre Gedanken:

„Ein hübscher Mensch, dieser Militär . . . elegante Erscheinung . . . Würde in einem Salon recht gerne mit ihm mich unterhalten . . . aber unter diesen Umständen war es geboten, seine Anknüpfungsversuche zurückzuweisen — wer weiß, wofür er mich hält?“

Nach fünf Minuten langem Weiterfahren zieht der Rittmeister ein Cigarren-Etui aus der Tasche.

„Belästigt Sie das Rauchen meine Gnädige?“

Ein verneinendes Kopfzeichen.

„Wenn es Sie nur im Geringsten belästigt, so will ich . . .“

„Wirklich nicht im Geringsten . . .“

Welche krystallglöckchenhelle, jugendliche Stimme! Wie angenehm ließe sich doch während der nahezu dreistündigen Fahrt mit dieser Stimme Zwiesprach führen . . . Der Rittmeister rafft sich zu einem großen Entschluß auf:

„Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vor-

stelle, gnädige Frau. Die Ehre, mich Ihnen bekannt zu machen, könnte mir in keinem Ballsaal verwehrt werden — ich brauchte dort nur einen vermittelnden Dritten. Dieser ist hier im Eisenbahncoupé nicht aufzutreiben — also muß ich selber: . . (salutirend und sich verneigend) Mein Name ist Heinrich Freiherr von Secken, Rittmeister bei Savoyen-Dragoner."

„Sehr erfreut . . . Ich bin Gräfin Clara Golsky, Wittwe des Feldzeugmeisters Golsky, welcher selber Inhaber des Savoyen-Dragoner-Regimentes war. Nach diesen regelrechten Präliminarien habe ich nichts dagegen, die Fahrzeit durch Conversation zu verkürzen. — Nicht gesund."

„Wie befehlen?"

„Gar nicht gesund."

„Gräfin sind leidend?"

„Nein, Gott sei Dank — meine Gesundheit übertrifft die vieler Fische — ich antworte nur auf Ihre vorhin angestellte Betrachtung von wegen der Wärmflaschen . . . es wird wirklich beinahe lästig heiß hier." Bei diesen Worten nimmt sie Hut und Schleier ab.

Baron Secken stürzt herbei, um ihr diese Gegenstände aus der Hand zu nehmen — vielleicht nicht so sehr im Eifer, der Dame zu dienen, als im Eifer, ihre Gesichtszüge zu betrachten. Die rasche Musterung fällt zu seiner Zufriedenheit aus: sechs bis siebenundzwanzig Jahre, zarte Blondinen-Schönheit — sein Lieblingstypus.

„Und ich bleibe bei meiner Behauptung, Gräfin. Ich bin bereit, dieselbe vor einer tausendköpfigen

Menge aufrecht zu erhalten, wenngleich Sie mich darüber auszulachen belieben. Uebrigens wette ich, daß ich nicht der Erste und der Letzte bin, den Sie vom Wetter reden hören: hier im Waggon gibt es weder Regen noch Sonnenschein, also mußte ich an die athmosphärische Einwirkung besagter Wärmflaschen anknüpfen. — Stört Sie das Rauchen wirklich nicht?

„O nein — ich gönne mir selber ab und zu eine Cigarette."

„Ah . . darf ich anbieten? . . ."

„Danke, jetzt nicht. — Wo fahren Sie hin?"

„Nur bis zu der Station vor Wr.-Neustadt — leider."

„Das ist auch mein Reiseziel."

„Dann nehme ich ‚leider' zurück."

„Bitte. — Ich begebe mich nach Schloß Großwall."

„Zu Latterburgs?"

„Sie auch?"

„Sehen Sie, Gräfin — so wären Sie dem Verhängniß, mich kennen zu lernen, keinesfalls entgangen — wir sind bestimmt, Hausgenossen zu sein — wie schön! Sie werden also gleichfalls der Monstre-Hochzeit beiwohnen?"

„Monstre-Hochzeit ist nicht schlecht! In der That, eine so riesige Heirathsdemonstration, wie sie morgen zu Großwall in Scene gesetzt wird, kann doch nur, wie manche Vorgänge in der Sternenwelt, etwa alle fünfhundert Jahre vorkommen."

„Und das wäre zu oft!"

„Sie scheinen ein Feind der Ehe zu sein?"

„Ein bitterer. Die Institution hat zwar auch ihre nützliche Seiten — so bin ich z. B. meinen Eltern recht dankbar, daß sie das sogenannte ‚Joch' derselben auf sich genommen haben. Was mich anbelangt, so gedenke ich .. Aber darum haben Sie mich gar nicht befragt?"

„So indiskret war ich nicht. Dagegen will ich Ihnen gern meine diesbezüglichen Ansichten und Absichten — um die Sie mich übrigens auch nicht befragt haben — in Einem Worte kund geben: Nie."

„Das lob' ich mir, das ist eine tapferer Entschluß und energisch ausgedrückt. Wenn Sie nur die morgige Mariage-Reclame nicht vielleicht auf andere Ideen bringt. Sie wissen gar nicht, was für Heerdengefühle uns Menschen beherrschen ... Und dann, der Nachahmungstrieb! Ich bin mir voll bewußt, daß das Großwaller Experiment ein gefährliches ist — ich wäre auch gar nicht hingegangen, wenn der Bräutigam nicht mein bester Kamerad wäre .."

„Ach ja, richtig, der dient ja auch bei unserem Regiment .."

„Ich konnte ihm den Liebesdienst unmöglich abschlagen. Er hat mir als Zeuge im Zweikampf beigestanden .."

„Und da wollen Sie ihm als Hochzeitszeuge Revanche geben?"

„Nicht nur Zeuge — Brautführer bin ich .. . das allerdümmste Amt unter allen Erdenämtern. Ein erregtes, verschleiertes Fräulein in die Kirche

hineinführen, damit sie ein Anderer als Frau wieder hinausführe: ich kenne nichts niederschlagenderes."

„Da sieht man sich dann unter den Kranzeljungfern um, ob darunter nicht Eine sei, die man gelegentlich selber so hinausführen könnte . . ."

„Da haben wir's! Das ist's ja, was ich meine: der schafmäßige Heerdentrieb, der äffische Nachahmungsdrang . . . O, ich ahne Böses. Schon eine einfache Trauung pflegt bedenklich ehestifterisch zu wirken — aber diese auf drei Lebensalter vertheilte Ehestands-Siegesfeier wird auf zehn Meilen im Umkreis jeden Hagestolz in seinen Grundfesten schwanken machen."

In diesem Tone plaudern die Reisegenossen bis zu dem Ende ihrer Fahrt. Beide rufen: „Schon?" als der Schaffner die Thür öffnet und den Namen ihrer Zielstation nennt.

Hier werden sie von einer Großwall'schen Equipage erwartet und nach dem eine halbe Stunde von der Bahn entfernten Schlosse befördert.

*

Die Monstre-Hochzeit — oder riesige Heiraths-Demonstration, Mariage-Reklame, Ehestands-Siegesfeier — sogar Hymens-Spectakel und Matrimonial-Baccillenzucht, wie das bevorstehende Fest im Laufe der Waggon-Unterhaltung genannt worden, stellt in der That etwas Seltenes, Absonderliches, vielleicht noch nie Dagewesenes und nie Wiederkommendes vor: drei Bräute in derselben Familie,

welche am selben Tage, die Eine mit einem Myrthen-, die Zweite mit einem Silber-, die Dritte mit einem Goldkranze geschmückt, zum Altare treten.

Der Besitzer von Großwall, nunmehr einundsiebzig Jahre alt, und dessen um drei Jahre jüngere Gattin feiern ihre goldene Hochzeit. Genau vor 25 Jahren, am Tage ihrer silbernen Hochzeit, hat ihr ältester Sohn, der nunmehrige Oberst Graf Latterburg, sich mit einer Gräfin Golsky vermählt, und eine Tochter dieses Paares, welche seit mehr als sechs Monaten mit Oberlieutenant von Daskowitz verlobt ist, hat ihre Trauung so lange hinausgeschoben, um dieselbe am Tage der silbernen Hochzeit ihrer Eltern und der goldenen ihrer Großeltern feiern zu können.

Nachdem Gräfin Clara in dem ihr angewiesenen Zimmer ihr Reisekleid gegen eine Soireetoilette vertauscht, begiebt sie sich in den Salon. Sie verhehlt sich nicht, daß sie sich hauptsächlich darauf freut, den Baron Secken wieder zu finden: .... „Ein amüsanter Mensch ... etwas verbrannt in mich ... Freut sich wahrscheinlich auch auf mein Erscheinen, blickt schon unverwandt nach der Thüre .. Die Situation ist so schön klar zwischen uns: Beide ausgeprägte Ehefeinde. Das ist bei der übertriebenen Heiratherei, die hier im Hause begangen wird, doppelt erfrischend."

Nahezu dreißig Personen, größtentheils Verwandte, sind im großen Empfangssaale, welchen Gräfin Clara jetzt betritt, versammelt. Alle

Gespräche werden mit dem freudig lärmenden „Ah!" unterbrochen, mit dem eine Hausgenossenschaft die Ankunft eines neuen Gastes zu begrüßen pflegt, und welchem dann zahlreiche Umarmungen, Händeschüttlungen und Vorstellungen folgen.

„Erlaube, liebe Clara," beginnt die alte Dame des Hauses, „daß ich Dir den Brautführer meiner Enkelin — Baron Se . . ."

„O nicht nöthig, die Bekanntschaft ist gemacht: wir sind zufällig . . ."

„Versteht sich," unterbricht der Oberst, „die Leutchen sind ja miteinander hergefahren. Das ‚zufällig' bleibe dahingestellt."

Und damit ist der Grund gelegt für ein allgemeines Necken und Aufziehen, welches fortan den Beiden gegenüber in allen Tonarten und Varianten beibehalten wird. Zwar zweifelt Niemand an dem richtigen Sachverhalt: — zufälliges Kennenlernen im Waggon — aber Jedermann fügt sich der ausgegebenen Losung: verabredetes tête-à-tête-Fahren. Die Beschuldigten lachen und — um auf den Scherz einzugehen — leugnen nur so wie Durchschaute und Ertappte. Des ganzen Hauses Laune ist ja auf Scherz und Frohsinn gestimmt, und zwar auf solchen Frohsinn, der sich auf Liebe und Ehe, auf Verlieben und Verloben bezieht.

„Wo man hinschaut, schwirren Amorpfeile, und wo man hinlauscht, rasseln Hymenketten," bezeichnet einmal Secken im Laufe des Gespräches die allgemeine Stimmung. Er hat es glücklich zu Stande gebracht, nachdem die Begrüßungen erledigt waren

— sich in einer Salonecke neben Clara niederzulassen und hier die im Coupé begonnene Unterhaltung fortzusetzen. Die Gesellschaft ist in verschiedene Gruppen getheilt: mehrere junge Vettern stehen und lehnen um das Clavier, wo zwei Schwestern der Braut den Mendelssohn'schen Hochzeitsmarsch (was sonst hätten sie auch wählen sollen?) vierhändig vortragen; die Silberbraut bildet den Mittelpunkt eines über Trousseau-Toilette lebhaft verhandelnden Frauenrathes; das Goldpaar sitzt an einem Kartentisch und spielt miteinander eine gemüthliche Partie Bezigue; das Myrthenpaar endlich . . . Ja, wo stecken denn die jungen Leute? — ah dort — man sieht sie kaum — hinter den Fenstervorhängen. . . Sonderbarer Geschmack, jetzt, da es draußen ganz finster ist, zum Fenster hinaussehen!

„Sie erlauben doch, Gräfin?" hatte Secken gesagt, als er sich einen Sessel zu dem Tische schob, wo Gräfin Golsky Photographie-Albums durchblätterte. „Ich flüchte mich zu Ihnen, um den Angriffen unseres Hausherrn zu entgehen. Derselbe hat richtig schon versuchen wollen, mir die hier herrschende Epidemie zu inoculiren. ‚Lieber Secken,' sagte er mir, gewissermaßen biedermännisch, ‚man muß das Glück beim Schopfe packen . . . ich wüßte Ihnen hier in unserer Mitte ein Bräutchen — achtzehn Jahre — Mitgift dreimalhunderttausend . . .' ‚Kein Wort weiter,' unterbrach ich, ‚denn ich bin nicht frei!' — Das ist zwar nicht der Fall, denn ich bin frei wie ein luftkletterndes Lerchenmännchen — aber es war die beste Ausrede, um mich eben

frei zu halten. Und weil Sie mit mir in dieser Liebe zur Freiheit übereinstimmen, komme ich bei Ihnen Stütze und Anhalt zu suchen. Lassen Sie uns zusammen diese Photographien anschauen — das giebt uns ein beschäftigtes Aussehen und es läßt sich ganz gut dabei plaudern."

„Das Album, welches ich eben unter den Händen habe — sehen Sie — das paßt schlecht zu Ihren — zu unsern Lebensanschauungen. Auf dem Deckel gemalte Myrthenblüthen und darin lauter Brautpaare ... überall dieselben langweiligen Doppelbilder — entweder eingehängt, oder er seitwärts über ihre Sessellehne gebeugt, entweder sie zu ihm auf, oder er zu ihr mit möglichst blödem Lächeln herabblickend . . ."

„Ja, es ist eine wahre Indiscretion, sich so abnehmen zu lassen: dem armen Photographen und dem armen Publikum zuzumuthen, dieses arrogante Zweigenügen zu betrachten. — Klappen Sie das Album zu, Gräfin, und ein anderes auf! — Ah, Landschaften, das ist harmlos. Was sagen Sie also zu dem Meuchelplan Latterburg's?"

„Derselbe Anschlag ist heute schon durch Latterburg's Frau gegen mich ausgeführt worden. Sie rieth mir, ich sollte . . . Das kann ich Ihnen nicht einmal sagen . . ."

„Vielleicht gar auf mich ein gnädiges Auge . . .?"

„Mit anderen Worten, meine Netze . . . Aber seien Sie ruhig, ich will Sie nicht bewerfen — weder mit gnädigen Augen noch mit listigen Netzen. Es ist mir bitter ernst mit meiner Ab-

neigung gegen das Heirathen — ich habe so viele elende Ehen gesehen, und ich selber . . ."

„Ja, Gräfin, sagen Sie mir, wie kam es, daß Sie einem Manne die Hand reichten, dessen Enkelin Sie hätten sein können?"

„Das ist eine traurige Geschichte, um die Sie mich da befragen . . . Nun, ich kann's Ihnen ja sagen — die ganze Welt hat es gewußt. Meine Eltern waren am Rande des Ruins — ebenso eine ältere Schwester, deren Mann, ein gewissenloser Taugenichts, sie steinunglücklich machte, und um meine Familie zu retten, ging ich eine Ehe ein, die eigentlich keine war . . . Ach, wie viele Ehen gibt es eigentlich, welche das sind, was sie sein sollten, nämlich Bündnisse zweier in Treue und Liebe für einander schlagende Herzen?"

„Nun, ich glaube, mein Freund Daskowitz geht ein solches Bündniß ein. Sehen Sie dort die Beiden? — Deutlich sieht man sie allerdings nicht . . . Wer die belauschen dürfte! Zwei junge Menschenkinder, die kein anderes Heirathsmotiv haben, als Liebe, warme, innige, sehnende, Liebe, und die morgen für's Leben vereint werden sollen — was die miteinander reden, wenn es auch nur durch lange Pausen getrennte, geflüsterte Silben sind, das erreicht wohl aller Beredsamkeit höchsten Gipfel . . ."

„Für einen Ehefeind sprechen Sie gar feurig von bräutlichem Glück . . ."

„Aha! — ertappt man die beiden Reisenden wieder auf einer einsamen Insel?" Unbemerkt ist

der Oberst herangetreten und schreckt so die Album-
beschauer aus ihrer leise geführten Unterhaltung
auf. „Wovon ist da so eifrig die Rede?"

„Unter Anderem von Dingen, von welchen gerade in diesem Hause und am Vorabend des morgigen Festes nicht gesprochen werden sollte — von schlechten Ehen."

„Die soll es auch geben, liebe Gräfin. So gibt es auch Schiffbrüche. Trotz alledem ist das Stapellaufen doch eine fröhliche Ceremonie. Und das Hafeneinlaufen, wie wir es — ich mit meiner alten Yacht und mein Vater mit seiner noch älteren Fregatte — morgen begehen wollen, ist eine desto friedlichere Ceremonie, je mehr andere Schiffe untergegangen sind."

„Wie kann man denn seine ehrwürdige Mutter eine alte Fregatte nennen? Das ist doch wider allen Respect!"

„Und doch giebt es, weiß Gott, Niemand, den ich tiefer respectirte als meine herrliche alte Mutter und als meinen prächtigen Vater — selbst wenn ich im Eifer der Bildersprache Letzteren einen alten Schraubendampfer nennen würde. Aber jetzt: auf, auf! hinaus!"

„Wo hinaus? — in's Sturmgebraus?"

„Nein, nein — nur in den Speisesaal, zum Souper. Reichen Sie der Gräfin Ihren Arm, Secken."

*

Bei Tisch geht es gar fröhlich her.

Der alte Herr selber hat den Anstoß dazu gegeben: „Kinder", sagte er, indem er am Fußende der Tafel, seiner weißhaarigen Goldbraut gegenüber, Platz nahm, „wir wollen toll sein und poltern, daß es eine Art hat. In Deutschland heißt die Vorfeier des Hochzeitsfestes der Polter-Abend — lasset uns das nachahmen. Wenn kalte, gemessene Norddeutsche am Abend vor einer einzigen Hochzeit schon polterfähig werden, was müssen wir warmblütigen, lustigen Oesterreicher erst leisten können, wenn uns der folgende Tag gar drei Hochzeiten bringen soll? Freilich", fügte er in ernsterem Tone hinzu, „ist nur eine von den dreien so recht polterig ... nur meiner kleinen Enkelin da poltert auch das Herzchen in Lust und Bangen. Die steht noch vor dem unaufgerollten Vorhang, hinter welchem sich die große lange Komödie des Ehelebens abspielen soll; mein Sohn und meine Schwiegertochter, die haben das Stück nun auch schon fünfundzwanzig Jahre mit wechselndem Erfolg durchgespielt und uns armen Uralten — uns winkt das Zeichen zum nahen Schluß ..."

Zehn Stimmen erheben sich, um zu protestiren: „Warum nicht gar!" — „Wer wird so etwas sagen?" — „Wir sehen uns bei der Diamanten-Hochzeit wieder!"

„Mit was Allem doch heute die Ehe verglichen wird," bemerkt Secken zu seiner Nachbarin Clara: „Vorhin die Marine — jetzt das Theater ..."

„Beides ganz richtig. So wie es dort glücklich landende und unselig strandende Schiffe ... "

„So gibt es da Lust- und Trauerspiele."

„Mitunter auch Possen."

„Ja, Ihr Zwei dort! Habt ihr auf der Fahrt von Wien bis hierher Euch noch nicht genügend ausgesprochen?!" fragt Oberst Latterburg. „Die ganze Gesellschaft hängt an des Großvaters Lippen, der eben eine rührende Rede gehalten, nur diese Beiden wissen nicht, was um sie vorgeht, und müssen wieder miteinander flüstern. Vorhin hatten sie sich in ein entlegenes Photographie-Album geflüchtet, und jetzt entrücken sie sich der Mitwelt auf Flügeln der Heimlichkeit."

„Geben Sie Acht, Gräfin," sagt Secken leise zu seiner Nachbarin, „die Bösewichter werden uns noch zusammennecken." Und laut:

„Das Thema unseres Gespräches im Eisenbahnwagen waren die Wärmflaschen. Seither haben wir aber auch schon von anderen Dingen gesprochen."

„Von anderen, noch wärmeren?"

— „Zusammennecken" ... Das Wort hat Clara ganz eigenthümlich bewegt. Worte können mitunter wie Handlungen wirken: es war so kühn und zärtlich dieses „Zusammennecken" — etwa wie ein flüchtiges „Auf-die-Schulter-küssen" — dazu ein Aufleuchten seiner blauen Augen, ein Blitzen der Zähne unter dem feinen, geistvollen Lächeln ... Sie konnte nicht anders: sie mußte Blick und Lächeln erwidern. War das nicht, als hätte sie heiter gestanden: „Sie h a b e n uns schon zusammengeneckt, Lieber . ." ?

Aber jetzt, während er mit Latterburg spricht, sammelt sie sich wieder. Das Köpfchen macht eine heftig schüttelnde Bewegung, wie um einen zudringlichen Gedanken zu verjagen, und sie wiederholt sich ihr in eine einzige Silbe gefaßtes Zukunftsprogramm: „Nie." Nämlich nie heirathen — folglich auch nie solchen Ideen Raum geben. „Zusammennecken? Warum nicht gar .. fällt übrigens auch dem Rittmeister nicht ein — ich kann unbesorgt sein . . . Zwar, es wäre nicht unangenehm, wenn er schwankend würde und ein Flämmchen im Herzen auflodern ließe — ich würde es schon rechtzeitig zu ersticken wissen . . ."

„Was denken Sie, Gräfin? A penny for your thoughts.« Ich würde Ihnen sogar eine höhere Summe dafür bieten."

„Ich dachte eben — wörtlich —: ‚Werde es schon zu ersticken wissen.' Jetzt sind Sie so klug wie zuvor, lieber Baron Secken!"

„Mordgedanken? Das hätte ich Ihnen gar nicht angesehen. Welches unglückliche Geschöpf wollen Sie — eigenhändig — dem Erstickungstode überliefern? Eine Schlange? Ein Wickelkind? Ein armes k. und k. Dragonerherz?"

Am andern Ende des Tisches wird mit dem Messer an das Glas geklopft zum Zeichen, daß ein Toast gesprochen werden soll. Derselbe endet mit einem donnernden Hoch auf das goldene Jubelpaar. Die Champagnerschalen werden bis zur Nagelprobe geleert. Natürlich folgt wieder ein Hoch auf die zweite — und noch eins auf die dritte Hochzeits-

generation. Jetzt müssen auch sämmtliche anwesenden Kinder und Enkel leben gelassen werden, und ein Sprecher hebt sein Glas auf das Wohl der künftigen Urenkel. Immer heiterer und immer lauter gestaltet sich das Fest: die Hochrufe werden mit gewaltigem Claviertusch begleitet; schließlich intonirt Einer einen Strauß'schen Walzer und mehrere Paare, die jungen Brautleute an der Spitze, erheben sich von der Tafel und tanzen in den Nebensalon hinein. Dem Beispiel folgt auch das Silberpaar, und jetzt beginnt der Clavierspieler die alte Weise:

„Großvater will tanzen.
Auf, machet Platz — auf, machet Platz!"

Und das weißhaarige Pärchen führt lachend einige Gavotte-Schritte auf.

Das Tanzen ist übrigens nur ein Intermezzo gewesen, denn eben wird erst die süße Schlüssel aufgetragen, und man setzt sich wieder zu Tisch; Secken und Clara haben auch eine Tour gemacht, und Beide fühlen sich von einem Taumel überströmenden Frohsinns erfaßt. „Das Leben ist doch schön," klingt es ihnen nach der Melodie des „Fledermaus"-Walzers — im Takte ihres beschleunigten Herzschlags. . .

Wieder erklingt das ruhegebietende Zeichen. Der alte Herr erhebt sich.

„Meine geehrten Damen und Herrn, kund und zu wissen: In unserer Mitte befindet sich neben den drei offiziellen Liebespaaren noch eins — die ganz geheimen will ich gar nicht zählen."

„Das ist auf gewisse Reisende gemünzt . . ." schaltet Oberst Latterburg ein.

„. . . noch eines, welches offiziell gemacht zu werden wünscht. Soeben haben mir meine jüngste Enkelin Isabella und ihr Nachbar — der auch unser Gutsnachbar ist — Baron August Schatzberg, mitgetheilt, daß sie sich während der letzten Walzertour verlobt haben. Wir — Eltern und Großeltern — geben hierzu Segen und Einwilligung. Das neugeprägte Brautpaar hoch!"

Es folgen Ausrufe, Glückwünsche, Umarmungen, Tusch.

„Eine Epidemie ist es — ein um sich greifender Wahnsinn!" ruft mit komischer Verzweiflung Doctor Breder — der langjährige Hausarzt und Hausfreund. „Wenn da nicht energisch Einhalt gemacht wird, so kommt kein Lediger unversehrt und unverlobt aus diesem Haus. Die Heirathswuth . . ."

„Wir wollen keinen Pasteur dagegen!" ruft lebhaft einer der jungen Leute.

„Mein geehrter Unterbrecher ist jedenfalls auch schon ein Gebissener — er möge sich lieber gleich melden. Ich fordere alle jene, welche verdächtige Symptome spüren, dringend auf, sich mir rechtzeitig anzuvertrauen —"

Secken macht Miene aufzustehen:

„Soll ich? . . . Wollen Sie?" wendet er sich an Clara.

Sie hält ihn am Rockärmel zurück:

„Wollen Sie ruhig sitzen bleiben, Sie närrischer Mensch!"

„Wenn Sie nur ein Wort sagen, so . . ."

„Still, hören wir, was der Doktor spricht."

„Möge sich mir rechtzeitig anvertrauen," fährt Jener fort, „und ich führe ihn nach — Norwegen. Dort ist nämlich, das wissen Sie vielleicht gar nicht, geehrte Herrschaften, eine Schule im Aufblühen — vorläufig erst eine literarische, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, das Institut der Ehe kritisch zu untersuchen, d. h. mit andern Worten zu unterminiren. Es giebt nämlich nichts, was fundamentzerstörender wirkt, als Kritik. Es wird da in Büchern, Revuen, Zeitungen, Vorlesungen aufs Lebhafteste über die Abschaffung des Ehezwanges debattirt ..."

Einige Schreckensrufe unterbrechen den Doktor. „Entsetzlich!" — „Wie unmoralisch!" — „Schlechter Mensch!"

„Ich bin schlecht? Bin ich denn verantwortlich für die geistige Bewegung des skandinavischen Nordens? Uebrigens selbst im conservativen England wühlen die Kritik-Mäuse unter den Pfeilern der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ..."

„Werft ihn hinaus!"

„.... also auch unter dem Ehepfeiler. Im ‚Daily Telegraph' erschien unlängst unter der Spitzmarke: ‚Is marriage a failure?' — d. h. ‚ist die Ehe ein Fiasko?' eine Reihe von aufsehenerregenden Briefen ... kurz, in einigen hundert Jahren, wenn die Kritik besagtes Fiasko erweist, giebt es keine Ehe mehr. Wäre das ein Unglück? Abstimmen!"

„Was mich betrifft," sagt der alte Herr des Hauses, „und ich kann auch für meine Goldhälfte einstehen — wir hätten dabei nichts verloren, wenn die freien Verbindungen schon vor fünfzig Jahren

eingeführt worden wären. Denn da würden wir Zwei — ungezwungen und freudig — heute doch noch beisammen sein."

„Wir auch", spricht der Oberst, seiner Frau mit dem Glase zuwinkend.

Diese thut lächelnd mit bejahendem Kopfnicken Bescheid.

Secken heftet einen langen Blick auf seine Nachbarin, dann ergreift er das Wort.

„Das wäre freilich ein schöner Triumph für die Liebe" — sagt er mit Wärme, „solch' zwanglose Hingebung und Treue! Doch ließe sich dieser Sieg erst am Ende des Lebens feiern; erst dann könnte man sich rühmen: wir haben ausgeharrt. Doch wie unter den heutigen Gesetzen die junge Liebe sich bethätigen kann, das sagt ihrem hingebenden Muthe noch besser zu: sie zeigt, indem sie auf alle Möglichkeit eines Auseinandergehens verzichtet, wie stark ihre Zuversicht ist. ‚Ich gebe mich gefangen,' spricht sie freudig, ‚völlig, ohne Umkehr — obwohl ich den Gegenstand meiner Wahl kaum kenne — vielleicht erst seit heute kenne . . . ich werde ausharren, mein ganzes Leben lang!'"

Während er in steigendem Affecte, mit bebender Stimme und leuchtenden Auges so redet, ergreift er, von Andern ungesehen, seiner Nachbarin herabhängende Hand. Sie wehrt es nicht... Der glühende Strom, der aus seinen Worten und, beredter noch aus seinen Fingerspitzen sprüht, dringt beseligend bis zu ihrem Herzen, das in fühlbar und lauten und immer rascher werdenden Schlägen pocht.

Er fährt indessen fort:

„Und so heftig ist mein Opferdrang, mein Sehnen, Alles, Alles, was ich nur bieten kann, vor den Schrein meiner neu erwachten Liebe niederzulegen, daß ich Freiheit, Ehre und Zukunft verpfände und zu meinen Zeugen und Richtern alle himmlischen und irdischen Mächte bestellen will. Vor aller Welt, vor Kirche, Staat und Gesellschaft will ich den Bund verbürgen, und alle Welt soll mich zwingen können, ihn heilig zu halten.'' So muß, unter der heute herrschenden Ehesitte, das liebegetroffene Herz sprechen und so spricht es gern, wenn . . ."

„Wenn es von einem andern wüthenden Herzen gebissen worden," unterbricht der Doktor.

„Wenn" — Secken steht auf, ohne Clara's Hand loszulassen — „wenn ein zweites von demselben Wunsche, derselben feurigen Tollkühnheit erfüllt ist, und angesichts Aller ein lautes ‚Ja, ich will' zu erwidern vermag."

Einer unendlich süßen und unwiderstehlichen Gewalt gehorchend, erhebt sich nun auch Clara von ihrem Sitze:

„Ja, ich will!" sagt sie fest.

Er aber unterdrückt einen Freudenschrei, schlingt seinen Arm um ihre Schulter und preßt sie an sich.

Und abermals Ausrufungen, Glückwünsche, Umarmungen, Tusch.

VII.

Günther, Graf von C., geb. 4. Januar 1848, Erbherr der Rittergüter Roglan und Holbersdorf im Kreise Neiße. Ehrenritter des Maltheserordens, königl. preuß. Lieutenant a. D., vermählt 2. Januar 1873 mit

† Hildegard, geb. 7. Juni 1854 † 27. Dezember 1873, Tochter des 1857 † Grafen Friedrich Carl N. und der Gräfin Rosine geb. v. W.

Sohn:

Günther Hildegard Max, geb. 24. Dezember 1873.

Weihnachtsabend 1873. In einem kleinen Palais am Kronprinzen-Ufer in Berlin; Speisesaal im Renaissance-Styl. Eben werden die Flügelthüren zu dem nebenliegenden Salon geöffnet; das Diner ist zu Ende, und die drei Theilnehmer desselben: Günther, Hildegard und Gräfin Rosine N., Hildegard's Mutter, stehen vom Tische auf. Günther reicht seiner Schwiegermutter den Arm.

Gräfin Rosine (vierzig Jahre, vornehme Erscheinung, granatsammtene Schlepprobe): Mein Lieber, es ist schon spät, ich muß gleich nach Hause ... es gibt noch allerlei Vorbereitungen zu machen.

Günther: Nur noch den schwarzen Kaffee, Mama!

Gräfin Rosine: Nun meinethalben. (Sie

nimmt seinen Arm. Zum Diener): Der Wagen bereit?

Diener: Zu Befehl, Frau Gräfin.

Die Drei begeben sich in den Salon und lassen sich in bequemen Fauteuils neben dem Kamine nieder. Der Diener bringt ein Tischchen herbei, worauf er das Silberbrett mit drei vollgegossenen Kaffeetassen nebst Liqueur-Flacon und -Gläschen stellt. Luxuriöse Einrichtung: schwere Damastvorhänge und Portièren, Tapeten von gleichem Stoffe. Smyrna-Teppiche, Gemälde, Sockelvasen, Bechstein-Flügel, unterschiedliche Capricemöbel, chinesische Lackschirme u. s. w. Vier der fünf Lampen mit matten Glaskugeln erhellen den Raum. Auf einem Tische steht ein mit Flitter und Kerzchen geputztes, aber noch nicht angezündetes Christbäumchen. Günther holt einige Kissen herbei und schiebt sie unter Hildegard's Füße.

Gräfin Rosine: Recht so, mein Schwiegersohn — nur immer aux petits soins mit Deiner Frau. Ihr wollt also wirklich nicht den Abend bei uns zubringen? Wie schade — es wird sehr lustig werden: ein himmelhoher Christbaum und herum ein halb Dutzend Kinder ... Nur das älteste wird fehlen. Seit achtzehn Jahren wird dies der erste Weihnachtsabend in meinem Hause sein, der ohne Hilda gefeiert wird. Kannst Du dich wirklich nicht entschließen?

Hildegard (Blondine mit ausnehmend fein geschnittenen Zügen, durchsichtigem Teint und so schlankem Bau, daß man unter dem weiten Falten-

wurf des schwarzen Atlaspeignoirs den vorgerückten Zustand ihrer gesegneten Umstände kaum bemerkt): Nein, wirklich, Mama, mir ist so eigen ... ich fürchte fast, daß ich noch heute —

Gräfin Rosine: Ach, warum nicht gar! Vor Neujahr erwarte ich meine Großmutterwürde nicht. Ihr wollt nur auch Euren Heiligen Abend allein zubringen, das sehe ich schon. Das ist ja auch ganz begreiflich. Aber Ihr werdet in späteren Jahren sehen: die Hauptfreude an solchem Abend ist doch der Kinderjubel (sieht auf die Kaminuhr). Es ist jetzt höchste Zeit, daß ich gehe (aufstehend), bleib' sitzen, Hilda, in Deinem Zustande bist Du nicht einmal der Mutter Höflichkeits-Ceremonien schuldig ... alle Rücksichten müssen Dir geübt werden — rühre Dich nicht von Deinem Platz — Günther wird mich hinausbegleiten. Adieu. (Küßt sie.)

Hildegard: Gute Nacht, Mama — bestelle viele, viele Grüße an Papa und die Geschwister ... es thut mir wirklich leid, nicht kommen zu können — Adieu, Mama.

Gräfin Rosine (im Vorzimmer, zu Günther, der ihr beim Pelzumhängen behilflich ist): Schicke nur gleich nach mir, wenn Hilda wirklich ...

Günther: Gewiß ... Ich wäre sehr glücklich, wenn mir der Himmel dieses herrlichste aller Geschenke zum heutigen Feste bescheeren wollte. (Er küßt der Gräfin die Hand und geht in den Salon zurück.) Nun, Hilda — ich bin eigentlich recht froh, daß Du zu Hause bleiben wolltest, wir werden einen

sehr gemüthlichen Abend feiern. Sollen wir die Lichtchen schon anstecken?

Hilda: Nein! — warten wir noch ein wenig; — komm' her zu mir und lass' uns plaudern.

Günther: Ja, mein Schatz. (Er schiebt sich ein Puff zu Hilda's Füßen zurecht und lehnt seinen Kopf auf die Armlehne des Fauteuils. Hilda's, von Ringen blitzende weiße Hand verliert sich in den Wellen seines Haares.) Ich wette, daß ich's errathe, wovon Du plaudern willst ....

Hilda: Das ist wohl nicht schwer; natürlich von unserem kleinen Günther oder unserer kleinen Hilda ... Du wirst doch auch unbändig stolz sein auf Deine junge Vaterwürde?

Günther: Und wie! Als ich Dich nach langer dreijähriger Liebe heimgeführt hatte, dachte ich, daß mein Glück keiner Steigerung fähig sei, und siehe da: die Ankunft dieses kleinen Wunders wird mich doch noch um einen Grad glücklicher machen, als ich's schon bin.

Hilda: Du sagst, wir hätten einander drei Jahre lang geliebt — bei mir trifft die Ziffer nicht zu — ich habe schon als zehnjähriges Kind für Dich geschwärmt.

Günther: Damals liebtest Du den Spielkameraden in mir, — aber mit dem vollendeten fünfzehnten Lebensjahre hattest Du mich zum erklärten Bräutigam —

Hilda: Wie grausam uns damals die Eltern erschienen, daß sie uns drei Jahre Wartezeit auferlegten. Als dann gar dieser gräßliche Krieg ausbrach, ach, war das eine Zeit!

Günther: Ich hoffte selber nicht, daß ich zurückkommen würde. Wenn ich so um mich her die Kameraden fallen sah, so dachte ich stets, die nächste Kugel müsse mich hinstrecken, mich, dem ein so schönes Leben bevorstünde, — denn Kugeln haben ja bekanntlich die boshafte Passion, diejenigen Lebensfäden zu zerreißen, die am goldigsten und seidigsten gesponnen sind.

Hilda: Ich erwartete damals auch täglich die Nachricht Deines Todes. Zu den größten Schrecken des Krieges gehören doch in erster Reihe die Gefühle der Bräute.

Günther: Und nach meiner glücklichen Heimkehr mußte ich doch noch zwei Jahre bis zu unserer Hochzeit warten. Der Arzt erklärte Dich für zu zart, um vor dem achtzehnten Jahre zu heirathen. Auch jetzt bist Du noch ungemein zart, mein Rosenknöspchen Du ... Aber sonderbar: die Idee an eine Gefahr für Dich kommt mir gar nicht.

Hilda: Mir auch nicht. Der Himmel, der Dich heil aus dem Kriege kommen ließ, auf daß wir vereint würden, wird uns doch jetzt nicht trennen wollen.

Günther: Jetzt, da wir noch zehnmal mehr zu einander gehören, wir sind ja so Eins, — wie unter tausend Paaren vielleicht keines mehr. Wir haben uns so lieb ...

Hilda: O, so lieb!

Günther: Verstehen einander in Allem, überall die gleichen Ansichten, gleichen Wünsche, gleichen Freuden ...

Hilda: Unsere größten Freuden werden wir

jetzt erst kennen lernen. Ich wollte doch, es wäre ein Sohn, das würde mich stolzer machen.

Günther: Ein Mädchen wird mir ebenso lieb sein. Ich brauche mir nur vorzustellen, daß es seiner Mutter gleichen wird. Uebrigens, wenn wir mit einem — auch mit zwei oder drei Mädchen anfangen — die Knaben können immer noch nachkommen. Ich bilde mir ein, daß wir ein Dutzend Kinder kriegen; Du bist die älteste von sieben, — ich habe acht Geschwister, — der Kindersegen liegt in der Familie. Und wir können's ja thun, wir sind ja reich, die Erziehung und Versorgung des Dutzends braucht uns keine Sorge zu machen. Jetzt ist's aber Zeit, das Bäumchen anzuzünden und Deine Bescheerung aufzubauen.

Hilda: Bescheerung? Du willst mir wieder etwas schenken? Etwa dieses? (Sie zieht ein aus Günther's Tasche schauendes Schmuck-Etui hervor.)

Günther: Halt! das gehört unter den Christbaum (will ihr's wegnehmen, aber sie hat es schon aufgeklappt.)

Hilda: O, wie schön! Türkisen mit Diamanten — meine Lieblingssteine.

Günther: Ich denke, es wird zu Deiner blonden Schönheit passen. Du sollst mir künftigen Fasching die Königin aller Hoffeste sein.

Hilda (küßt ihn): Du Guter, Lieber . . . (Stößt einen plötzlichen Schrei aus.)

Günther (springt auf): Was ist Dir, Schatz?

Hilda: O weh . . . es ist — Günther — o — meine Stunde. . . .

*

Herrenschreibzimmer. Elf Uhr Abends. Günther geht in höchster Aufregung auf und nieder — er wischt sich die Stirn; er athmet hoch auf, vergräbt sein Gesicht in beide Hände; öfters bleibt er stehen und horcht gegen die Thür hin. Endlich wirft er sich in den Fauteuil am Schreibtisch und öffnet sein Tagebuch.

Er taucht die Feder ein und schreibt: „Weihnachtsabend 1873.“ Der Anblick seiner Schriftzüge zwingt ihm ein kopfschüttelndes Lächeln ab. Jeder Strich ist eine Schlangenlinie: manche Buchstaben sind mit einem Ruck drei Zeilen hoch gefahren, während andere sich fast unsichtbar in ihre Vorgänger verlieren. Aber das ist schon recht so. Es war ja seine Absicht, indem er zu schreiben begann, die namenlose Erregtheit dieser Stunde zu photographiren, um einst, wenn er wieder ruhig sein werde, eine Erinnerung an das jetzt durchgemachte Bangen zu besitzen. Und diese geschriebenen Worte würden nicht nur ihrem Inhalt, sondern auch ihrer gezitterten, gestoßenen, gehackten Gestalt nach ein treues Bild der gegenwärtigen Empfindung fixiren.

Auch zur Kriegszeit hat Günther Tagebuch geführt, und in mancher heißen Minute, da Kugeln pfiffen und Bomben platzten, trug er ein paar Notizen ein mit rasch hingeworfenen, aber festen, ruhig aussehenden Buchstaben, während in dem folgenden Gekritzel so recht der Krampf und das Beben einer tödtlichen Angst abgespiegelt war:

„Ich höre sie schreien — es ist gräßlich, gräßlich, gräßlich! ... Ich hätte bei ihr bleiben,

ihre Hand in der meinen halten sollen, — vielleicht hätte sie da weniger gelitten oder doch gefühlt, wie ich mit ihr leide ... Aber Mutter, Arzt, Wärterin, Alle waren sie einig, daß ich fort müsse. Der Arzt befahl und ich gehorchte, denn er hat ein Wort gebraucht, gegen das es keinen Widerspruch giebt: „Gefahr!" — Jetzt fasse ich den Sinn, es heißt: Todesgefahr. Unbegreiflich; während der ganzen Monate der frohen Hoffnung ist mir der schwarze Gedanke nie gekommen, aber jetzt habe ich's verstanden: Hilda ist in Gefahr, in Todesgefahr ... O, das Wort könnte mich zum Schreien bringen, lauter noch, als drüben meine Schmerzgequälte schreit ... wieder drang so ein gräßlicher Laut herüber ... meine Kleine, meine Zarte, o du süßes, liebes, armes, armes Weibchen! Ach, welch' ein Jubel wird mir das Herz schwellen, bis die Gefahr vorüber ist. — Was war das? ...

Er wirft die Feder weg, das war ein anderer, neuer Laut, der sein Ohr getroffen: ein Wimmern ... ja, jetzt ganz deutlich: ein Kinderwimmern. Er stürzt zur Thür. Gräfin Rosine tritt ein.

„Das Christkind hat's bescheert", spricht sie; „es ist ein Knabe!"

Günther fällt ihr um den Hals und bricht in lautes Weinen aus.

*

25. Dezember. Hilda's Schlafzimmer. Großes Baldachinbett. Die Vorhänge an den Fenstern sind zugezogen. Teppich über das ganze Zimmer. In einer Ecke ein geschnitzter Betschemel. Kamin,

dessen Flamme ein Schirm birgt. Divan, ein paar Stühle, Tischchen. Im Ganzen nur wenig Möbel in dem großen Raum.

Günther sitzt am Kopfende des Bettes. Auf der anderen Seite steht der Arzt. Eine Wärterin geht leisen Schrittes durch das Zimmer und legt Holz in das Kaminfeuer nach. Durch eine offene Thür sieht man im Nebenzimmer einige Frauen, die um die Wiege stehen.

Die Kranke liegt regungslos mit geschlossenen Augen da. Sie sieht bezaubernd schön aus, da ihr ein hohes Fieber die Wangen und die halbgeöffneten Lippen glühend röthet. Aus dem Häubchen hat sich eine schwere goldene Flechte losgemacht und fällt über das Spitzenkissen bis über den Bettrand hinab. Der Doktor zieht das Thermometer, das unter Hilda's Achsel gelegen, hervor.

Günther: Nun?

Doctor (leise): Immer noch vierzig.

Günther: Das ist schrecklich — läßt denn dieses Fieber nicht nach?

Doctor: Ich fürchte, es wird noch zunehmen.

Günther: Schläfst du, Hilda?

Doctor: Sie schläft nicht — aber sie ist wahrscheinlich bewußtlos.

Hilda (schlägt die Augen auf): Wo ist die Liste der Verwundeten — ach — er steht nicht darauf ... aber diese Seidendecke — voll Türkisen ...

Günther: Sie delirirt ... Doctor, ist das nicht gefährlich? Seit gestern ist mir der Sinn dieses Wortes aufgegangen. Doch im Augenblick,

da mir die Schwiegermutter die Nachricht gebracht, daß ich einen Sohn habe, glaubte ich, alle Gefahr sei vorüber — und nun soll ich wieder fürchten?

Doctor: Hoffen Sie, Herr Graf. Daß aber Gefahr vorhanden, will ich Ihnen nicht verhehlen.

Günther (kreidebleich): Um's Himmelswillen, dann rufen Sie doch noch ein paar Collegen.

Doctor: Das wollte ich eben vorschlagen.

*

26. December. Nach der Consultation: Aufgegeben.

*

In der Nacht vom 27. zum 28. Die Uhr zeigt halb 5. Günther sitzt auf dem Bette, den Arm um Hilda's Schulter geschlungen; ihr Kopf ruht an seiner Brust. Gräfin Rosine liegt auf dem Divan, eingeschlummert. Kammerjungfern, Wärterinnen im Nebenzimmer.

Günther sieht wie ein Gespenst aus. Was er seit der Stunde der Consultation und des darauf erfolgten Verdictes durchgelitten, ist unsagbar.

Verzweiflung und Hoffnung, — Hoffnung und Verzweiflung in jäher Folge. So lange das Leben nicht erloschen, läßt sich trotz aller ärztlichen Aussprüche die Hoffnung nicht tilgen. Die beiden Tage über war das Palais von Nachfragenden, Verwandten und Freunden belagert worden und immer wieder hatte Günther dieselbe Auskunft ertheilen müssen: „Aufgegeben." Die vorige Nacht war entsetzlich gewesen, jeden Augenblick hatte man das

Ende erwartet. Den Tag über ebenso, nur gegen Abend war eine Besserung eingetreten. Hilda hatte fünf Stunden lang still geschlafen. Der Arzt war nach Hause gegangen, versprechend, am frühen Morgen wieder zu kommen. Günther's Hoffnungen flogen wieder himmelhoch. Jetzt war sie erwacht, bei Bewußtsein erwacht. Sie hatte Günther herbeigerufen und sich an seine Brust gebettet.

Günther: Kennst Du mich, mein Liebling? (Hilda nickt.) Wie ist Dir?

Hilda: Schlecht . . .

Günther (will aufspringen): Soll ich Hilfe rufen — brauchst Du etwas?

Hilda (hält ihn zurück): „Nein, ich bitte Dich, bleibe — nur . . . Dich brauche ich — Deine Nähe . . . Wo ist — wo ist — unser Kleines?

Günther: Unser Sohn, Hilda? Er schläft . . . willst Du, daß ich ihn Dir bringe?

Hilda: Nein — später. Ich will jetzt nur Dich . . . ich muß Dir so Vieles sagen . .

Günther: Was denn, Schatz?

Hilda: Daß ich Dich lieb habe . . . Küsse mir die Stirn — so . . . danke — jetzt die Augen — so . . . O Günther — scheiden thut weh!

Günther: Was sprichst du vom Scheiden? Du wirst ja bald wieder gesund werden?

Hilda: Ach, ich sterbe ja schon seit zwei Tagen. Ich habe Alles gehört, was die Aerzte sagten — und habe Dich und Mama weinen sehen; zwar war ich in Fieber-Delirium, — mischte tausend Phantasien unter einander . . . Das Eine sah ich aber

immer deutlich: die sterbende Wöchnerin — nur wußte ich nicht, daß ich das war . . . jetzt weiß ich's.

Günther: Du sprichst zu viel und regst Dich auf, — schlaf', mein Schatz.

Hilda: Ich werde lang, — lang genug, — ewig schlafen . . . Laß' mir dieses letzte Wachen an Deiner Brust — es ist so süß da . . . Ich war zu glücklich — ach, wenn man mich doch noch retten könnte!

Günther: Du bist gerettet.

Hilda: O, laß' mich nicht sterben, Günther — halte mich fest — ich fühle — weh' die Füße, die Hände . . . so kalt ... ich . . . (sie ringt nach Athem).

Günther stößt einen Schrei aus.

Gräfin Rosine (erwacht und eilt an das Bett heran): Was ist geschehen?

Hilda: Mama, nicht wahr — Du — Du nimmst den Kleinen? . . .

Günther (hat seine Frau ganz in den Arm geschlossen; er reibt ihr die Füße, die Hände; er wischt ihr den kalten Schweiß von der Stirne und die Thränen aus den Augen; er küßt sie mit Inbrunst, als wollte er ihr sein eigenes Leben einhauchen; dazwischen schlucht er laut): Mein Weib, mein Alles, verlaß' mich nicht . . . Du mußt, Du mußt leben . . .

Gräfin Rosine (läuft zur Thüre): Schnell . . . zu Hilfe . . . zum Arzt . . .

Hilda: Günther — danke, o danke für

alle Liebe, alles Glück ... leb' wohl ... mein ...

Sie kann nicht weiterreden. Die Hände werden steif. Noch einen Blick voll Abschiedsweh und — — vorbei!

*

28. December. Das Palais C. steht offen. Gräfin Hilda liegt auf dem Paradebett, mehrere hundert Menschen kommen, um sie zu sehen.

Es ist auch ein schöner Anblick, ein erschütterndes Bild, wie das Bild der Julia in der Gruft. Erschütternder noch, denn Romeo's Braut ist nur scheintodt und diese ist wirklich todt. Jene ist nur eine Dichtungsgestalt und diese war gestern noch eine Gestalt des Lebens, und welchen schönen, reichen, glückstrotzenden Lebens! ...

Das Zimmer ist schwarz ausgeschlagen. Eine große schwarze Sammtdecke, deren Enden auf dem Boden liegen, ist über das Bett gebreitet. Zu Häupten und zu Füßen desselben mannshohe silberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen. Auf einem schwarzbedeckten Tisch liegen die Insignien des weltlichen Glanzes: Theresien-Orden, Fächer und weiße Handschuhe. Die Leiche ist in das Brautkleid von weißem Atlas gehüllt, das vor kaum zehn Monaten in der Ausstellung des Trousseau so viele neidische Mädchenblicke auf sich gezogen; ein weißes Atlaskissen ist unter das Haupt gelegt. Wie klein und fein diese Züge erscheinen, aber schaurig starr. Ganz wie Elfenbein. Die dunklen Augenbrauen

und die aufgebogenen Wimpern an den breiten Lidern sehen unnatürlich aus. Das blonde Haar bildet eine Glorie um das weiße, kleine Gesicht. Zwei auf der Brust gefaltete elfenbeinerne Händchen — auch unter Lebensgröße — halten lose ein Crucifix. Blumen in bänderumwundenen Kränzen und einzeln gestreut umgeben die Todte. Der Wachskerzenduft und die Ausdünstung einer Schüssel Carbolsäure vermischen sich mit dem Geruch der Tannenreiser, die in die Kränze geflochten sind, denn die Winterblumen — meist Camelien — duften nicht; sie sehen so wächsern und unnatürlich aus wie Diejenige, zu deren Schmuck sie gebrochen worden.

Andacht, Trauer und Mysterium durchschweben den Raum. Alle, die ihn betreten, sind vor Ehrfurcht beklommen. Es wird kein lautes Wort gewechselt; tiefgerührte Blicke hängen an dem bleichen Bilde. Der Begriff „ewig" steigt in den Seelen auf. Ein Mitleid, ein schmerzlich leises, erfaßt sie Alle — Verwandte, Freunde und Fremde — wenn sie an die Verzweiflung des Gatten, die Trauer der Mutter denken (die Beiden knien am Fußende des Bettes und schluchzen hörbar) — aber ein größeres Mitleid noch mit der Dahingestreckten selber, an der jeder Faltenwurf des Kleides, jeder starre Zug, jede steife, blasse Fingerspitze, die über dem Crucifix schwebt, zu sagen scheint:

Ich bin todt — todt — todt.

*

30. December. Auf der Straße vor dem Palais eine endlose Reihe Wagen, darunter mehrere Hof-Equipagen. Wachleute zu Pferd. Vor dem weit offenen Thore der achtspännige Leichenwagen.

Der Treppenteppich ist mit schwarzem Tuch überspannt. Sämmtliche Diener in Trauer-Livree bilden Spalier. In den von Menschen dicht gefüllten Salons sind alle Spiegel und Bilder mit Flor verhängt. Die Damen schwarz gekleidet, die Herren im Frack — es sind viele hohe Generale und einige Mitglieder des königlichen Hauses darunter — in Gala-Uniform mit Ordensbändern und Federbusch: Huldigung und Ehrerbietung — sie gebühren deiner starren Majestät, o Tod!

Nur die nächsten Verwandten umstehen den Sarg, vor welchem der Geistliche jetzt seine Rede hält. Er spricht Worte des Trostes und der Erhebung vom ewigen Leben, aber auch von ewiger Ruhe. Noch ist der Sarg offen. Die Gestalt der Todten ist ganz von Blumen versteckt; nur das noch elfenbeinartiger, jetzt schon ganz gelb und noch kleiner gewordene Gesichtchen sieht aus der Blumenumrahmung hervor. Günther steht hart am Sarge und fixirt diese Züge. Er erkennt noch die Lippen, welche ihm so viele Liebesküsse gegeben, so viele traute Worte gesagt . . . Von der Rede des Pastors hört er die Laute — aber der Sinn entgeht ihm; es klingt ihm nur wie ein Feierhymnus — der Hymnus des höchsten Schmerzes. Plötzlich aber wendete sich die Rede direkt an ihn: „. . . Diejenigen, die hier ihr

Theuerstes verloren haben, besonders Du, armer Wittwer ..."

Da bricht Günther zusammen. — — Ja, er ist verwittwet — ja, er ist arm ... Ein herzzerreißendes Stöhnen dringt aus seiner Brust, und alle Anwesenden fangen zu weinen an.

Der Redner muß sich unterbrechen. Alles, was er bisher gesagt: von Himmel und Hölle, von Sündenfall und Erlösung, hat die Versammlung ruhig gelassen; aber das einzige, menschlich wahre Wort, das einfache, so traurige „besonders Du, armer Witwer", das hat alle Herzen erschüttert. Nicht Ein Auge bleibt trocken, nicht Ein Gesicht bleibt gleichgiltig — ausgenommen das camelienumrahmte, kleine, kleine ...

Inhalt.

Albanus'sche Buchdruckerei, Dresden.

F. Flemming:

Unser Hans. Roman . . . . Mk 3.—
Vier Novellen und Erzählungen . . . . „ 3.—

Regine Friedländer:

Drei Erzählungen . . . . Mk. 1.—

Balduin Groller:

Leichtlebiges Volk. Novellen . . . . Mk. 3.—
Unter vier Augen. Kleine Romane . . . . „ 3.—
Wenn man jung ist. Novellen . . . . „ 3.—
Lori Bergmann. Novellen . . . . „ 3.—
Vom kleinen Rudi. . . . . „ 2.—

Rudolf Graf Hoyos:

Neue Gedichte geb. . . . . Mk. 3 50

Lothar Graf Orsini-Rosenberg:

Ein Nachkomme Gottfrieds von Bouillon. Humoreske aus dem österreichischen Cavallerieleben . . . Mk. 2.—
Der neue Hofmeister. Roman . . . . „ 3.—

Donat von Stauffenburg:

Lieutenants Leben und Lieben. Roman aus dem österreich-ungarischen Infanterieleben . . . . Mk. 3.—
Unter dem schwarz-gelben Banner. Erzählungen aus dem österreichisch-ungarischen Offiziersleben „ 2.—

Oscar Teuber:

Im Kreuzgang. Geschichten aus der Klosterwelt . Mk. 2.—